

Leseproben aus dem Buch:

AM ABEND MANCHER TAGE – eine Spurensuche in Mitteldeutschland

Joachim Krause; Sax-Verlag Markkleeberg, 1. Auflage 2023, 230 Geschichten auf 246 Seiten, 15,90 Euro, ISBN 978-3-86729-293-1

Aus den ersten Jahren (1946-1953)

(kompletter Inhalt des Kapitels)

Nebel nach dem Urknall

Es beginnt mit Katastrophen und Wundern

*Die Schwester brennt * Die Quakfrosch-Theorie*

Drachentöter und Götterspeise

Der Mörderhahn wird geschlachtet

*Wadenwickel * Froschkinder * Vertrauensbruch*

Der Traum vom Fliegen: mit und ohne Atombombe

Wetterleuchten

Wetterleuchten

Es waren heiße Tage in meinem letzten Kindersommer in der Stadt. Gedrückte Stimmung bei den Erwachsenen, die auch uns Kinder beschwerte. Vater drehte öfter als sonst an dem schwarzen Radiokasten und lauschte den von Pfeifen und Quietschen der Störsender verzerrten Nachrichtensendungen des „Feindsenders“ RIAS („Radio Im Amerikanischen Sektor“ – von Westberlin). Irgendwo – noch weit weg – war die Welt aufregend und gefährlich in Bewegung gekommen. Aber dann plärrten auch die rostig-grauen Lautsprecher-Trichter los, die überall in den Straßen unserer Kleinstadt hingen. Eine blecherne Männerstimme verlas immer wieder einen kurzen Text mit Meldungen und Befehlen, der dann wenig später auch in gedruckter Form an die Häuserfassaden geklebt wurde: Ausnahmezustand! Verbot der Zusammenrottung! Abendliche Ausgangssperre! Sofortiger Schusswaffengebrauch! Gedämpfte Stimmen auf Treppenfluren, immer neue Nachrichten und Gerüchte: von einem Arbeiter-Aufstand, von Konterrevolution, von Terror und von Toten. Angst stand in den Gesichtern der Erwachsenen, Angst, die auch in mich hineinkroch. Weglaufen ging nicht. Aber Verkriechen unter Vaters Schreibtisch. Wenige Tage später war alles vorbei, wie ein schlimmes Gewitter abzieht, aber es blieb ein Schatten auf dem Alltag, der DDR-Staat hatte in meinem Kindergemüt einen ersten deutlichen Ein-Druck hinterlassen.

Dieser 17. Juni des Jahres 1953 war meine früheste Erfahrung mit Politik. Ein paar Wochen später kam ich in die Schule, wir zogen um aufs Dorf. Und all das Neue ließ schnell die dunklen Tage vergessen.

Dorfkinderzeit (1953-1961)

(kompletter Inhalt des Kapitels)

*Aufbruch in die Neue Welt * Zwergschule * Sport mit Hindernissen
Der große Knall * Fahnenappell * Kirchturmhorizont * Beim »Bäcke«
Spielplatz Bauernhof * Besuch in der »Guten Stube« und Scheunen-Artistik
Tetzners Holz und Dietzmanns Sandgrube * Kirschen klauen
Kinderarbeit * Kühe hüten und Sonnenfinsternis
Federvieh und Russenjagd * Liesel von der Post
Zu Hause leben und sterben * Röntgenreihenuntersuchung
Wirtshaus * Bach andämen * Bettel-Kinder * Blasebalg-Treten
Die Einsamkeit von Straßendorf-Kindern * Umsiedler
Lange Leitung zum Fräulein vom Amt * Himmelhupp und Gliggser
Rodelspaß und Zwirnseln * Der Landfilm kommt * Nasspresssteine
Lebenskunde * Karbid und Motzen * Weiden-Ernte * Sintflut
Seuchenalarm * Feuerläuten * Der erste Fernsehler * Absatz-Reißer
Eulenkinder * Als es noch Maikäfer gab * Für'n Groschen frisches Brot
Hamsterschreck * Der Alltag zum Selbermachen: Von Heu-Wenden und
Kartoffel-Anbau, Narzissen-Beeten und Wasserleitung-Graben
Leibchen * Der Postbus * Zwischen Küche und Keller * Washtag
Mein erster Indianer * Geburtstagsrituale, schwarzer Streuselkuchen
und Laubsäge-Stress * Sommerfrische * Goldene Zeiten (?)
Der Frosch in der Wasserleitung * Autoreparatur mit Säge und Hobel
Goldrandteller und Messerbänkchen * Der Tunnel von Altenburg
Der Karpfen in der Badewanne * Karriereknick
Das Dienstfahrrad * In Stellung * Die Kammer mit dem Hammer
»Doktor Hungers Kräutertee« * Lebensperspektiven * Der schreiende Hase
Eisige Cola und Hula-Hoop * Hinter Mauern * Verwaltet und betreut
»Pfarrer Krause lehnt den Frieden ab« * Stalinismus hautnah
Flugblätter * Kartoffelkäfer und Klassenkampf
Frösi und Zündplättchen-Pistole * »Dokument!« * LPG Typ I
Projekt Offenstall * Radio Luxemburg * Wie weit schießt eine MPi?
Schlange stehen und Sparen * Friedensfahrt-Patriotismus
Intelligent – oder nicht? * Abgang*

Zwergschule

Es war Mitte September im Jahr 1953, als ich zum ersten Mal den Berg hinaufging zur Schule. Ich wurde als „der Neue aus der Stadt“ vorgestellt und verkroch mich schüchtern auf der ersten Bank, kritisch beobachtet von dreizehn Dorfkindern. Schulzeit auf dem Dorf Anfang der 1950er Jahre. Der Unterricht fand in der alten Kirchscheule statt. Ein Lehrer nebst Familie wohnte gleich in dem Gebäude. Er war ein so genannter „Neulehrer“, das hieß, dass er politisch nicht durch eine Tätigkeit in der Nazizeit belastet war, und deshalb hatte man ihn ohne große Umschweife oder umfangreiche Ausbildung gleich zum Lehrer ernannt. Es gab viele Kinder und zu wenig Räume und zu wenig Lehrer. So fand der Unterricht im Normalfall in einem Raum mit zwei Klassen gleichzeitig statt. Das ging so: Mit der einen Hälfte löste der Lehrer an der Tafel Rechenaufgaben, die anderen erledigten inzwischen irgendwelche schriftlichen Arbeiten. Ein andermal verband der Lehrer das Angenehme mit dem Nützlichen, und dann las ein Zweitklässler denen aus der „Ersten“ eine Geschichte vor. Zu Beginn und am Ende jeder Stunde wurde ein Schüler losge-

schickt, der mit einer Glocke in der Hand treppauf und treppab rannte und das Zeitmaß kundtat.

... Zwergschule. Schlimm war's nicht. Eher gemütlich, gemeinschaftsbildend. Und je Klassenstufe nur mit 10 oder 15 Kindern zu tun zu haben, das wäre heute für manche Pädagogen wohl der Himmel auf Erden!

Ich erinnere mich an etwas merkwürdige Unterrichts-Fächer. Eines hieß „Handarbeiten“; auch wir Jungen sollten lernen, mit Stopf- und Häkelnadeln zu hantieren. ...

In der dritten und vierten Klasse mussten wir jeden Schultag ins Nachbardorf laufen. Das meinte wirklich laufen, Busse oder gar PKW-besitzende Eltern gab es nicht, und so marschierte mancher kleine Kerl morgens drei Kilometer hin und mittags drei Kilometer wieder zurück nach Hause, das Ränzlein tapfer geschultert.

Der Ranzen – oft war er schon von Geschwisterkindern genutzt –, wurde auf den längeren Fußmärschen natürlich auf dem Rücken getragen wurde. Im Ranzen waren damals nur wenige Bücher und Hefte. Aber immer darin war in den ersten Schuljahren ein hölzernes Feder-Kästchen. Darin steckten ein paar Blei- und Buntstifte, vor allem aber ein Feder-Halter und ein verschraubbares gläsernes Tintenfasschen. Die Schreibfedern aus Metall konnten ausgewechselt werden; es gab breitere und schmalere, und sie mussten immer erst eine Weile „eingeschrieben“ werden, ehe sie nicht mehr kratzten. Und dann galt es, die Feder vorsichtig ins Tintenfass einzutauchen – aber nicht zu tief, sonst gab es Kleckse im Heft! –, ein Wort oder zwei zu schreiben, erneut einzutauchen usw. Da die Tinte nur langsam trocknete, war immer ein Block mit Löschpapier zur Hand ...

Wir saßen auf altertümlichen Schulbänken, hohe, dunkle Holzmonster auf geschnörkeltem Eisengestell, mit eingelassenem gläsernem Tintenfass und einer Mulde zur Stiftablage. Generationen von Schülern vor uns hatten sich darauf mit Schnitzereien und Malereien verewigt.

Kirchturmhorizont

Unser Dorf war in den 1950er Jahren noch ein weithin in sich geschlossener Lebensraum. Ältere Bauersfrauen haben berichtet, dass sie damals in der Regel nur ein Mal im Jahr in die nur drei Kilometer entfernte Stadt „gereist“ sind – sie hatten keine Zeit dafür, aber auch keinen Bedarf. Vieles erledigte sich auf kurzen und in Generationen erprobten Wegen, einer lieferte das, was sein Nachbar brauchte, die lebens-notwendigen Verrichtungen fanden buchstäblich im Horizont des heimatlichen Kirchturms statt.

Da gab es in unserem Straßendorf auf einem Kilometer die Straße hinauf und hinunter in vielleicht vierzig Grundstücken:

- ein Dutzend Bauernhöfe; in den Familienbetrieben wurde noch mit Pferden oder Ochsen als Zugtieren, selten auch mit kleinen Traktoren gearbeitet
- zwei Gasthöfe im Abstand von zweihundert Metern (ein Ortsteil hatte früher zum Herzogtum Sachsen-Altenburg gehört, der andere zu den Schönburgischen Herrschaften in Sachsen)
- zwei Schmiede; sie waren auch für Klempnerarbeiten und fürs Beschlagen der Pferde zuständig,
- einen Sattler; der erledigte alles, was mit Pferdegeschirren, Sätteln, Kumten, Riemen, Taschen und Koffern zu tun hatte,
- einen Herren-Frisör; wir Kinder saßen dort auf einem erhöhten Stuhl, der vorn einen Pferdekopf hatte, und durften nach dem Schnitt (für 60 Pfennige) ent-

scheiden, ob „Brillantine oder Ihle“ (= Haar-Pomade oder Haar-Öl) in unsere Haare geschmiert wurde,

- einen Böttcher; der stellte Fässer, Wannen (= Bottiche!) und andere Holzgefäße her,
- einen Stellmacher; der produzierte hölzerne Speichen-Räder und Wagen für die bäuerlichen Betriebe, auch Leitern
- zwei Postfrauen mit je eigenem Postamt,
- einen Tischler; der machte Möbel und Särge, sogar Ski-Bretter wurden auf Bestellung gefertigt,
- zwei „Rollen“; das waren Miet-Einrichtungen zum „Bügeln“ großer Wäschestücke; anderswo hieß solch eine Einrichtung „Wäschemangel“
- einen Bäcker, vor allem für Weißgebäck und Kuchen
- einen Milchmann; da ging man morgens mit eigener blecherner Milchkanne („Lase“) hin, die Milch wurde aus einer großen Kanne mit dem Viertel-Liter-Schöpf-Maß abgemessen
- zwei Schuhmacher einen „Schuster“ im Nachbarhaus; der nähte noch richtig selbst Schuhe nach Maß aus großen Lederstücken; weiter unten im Dorf gab es eine zweite Schuhmacherwerkstatt
- einen Wiesenjäger (Maulwurfsfänger); der hielt den Bauern durch das Aufstellen von Fallen oder das Auslegen von Giftködern Maulwürfe, Mäuse, Ratten, Schaben usw. vom Leibe,
- einen Schlachter,
- drei Schneiderinnen; die konnte auch Anzugsjacken oder Hochzeitskleider nähen,
- eine kleine Verkaufseinrichtung, KONSUM genannt, mit Frau Schwarz und Frau Weiß als Verkäuferinnen besetzt; diese Einrichtung hielt – wenn nicht gerade ein „Engpass“ in der Versorgung bestand – das bereit, was später „WtB“ hieß, „Waren des täglichen Bedarfs“, zum Beispiel jene herrliche lauwarmerose und grüne Limonade in Flaschen mit Schnappverschluss, für die mancher Taschengeld-Groschen draufging,
- eine Grundschule; die besuchten alle Kinder bis zur 8. Klasse; im dritten und vierten Schuljahr wanderten wir ins Nachbardorf, später kamen die Kinder von dort zu uns,
- einen Kindergarten; der war in den 1950er Jahren zunächst als „Erntekindergarten“ eingerichtet worden für die Kinder der in der Landwirtschaft tätigen Mütter,
- eine „Gemeindeschwesternstation“; dort tat eine Krankenschwester Dienst und behandelte kleinere „Wehwehchen“ auch ohne Doktor ambulant,

Vieles machten die Leute noch selbst: Auf den Bauerhöfen gab es nicht nur intensiv genutzte Gärten für den eigenen Gemüsebedarf – mit fruchtbarer dunkler Erde und gesäumt von akkurat geschnittenen Buchsbaumhecken –, da wurde selbstverständlich auch zu Hause geschlachtet, Vorräte an Obst und Wurst eingekocht, aus Äpfeln Saft gemostet, und man buk selbst aller zwei bis drei Wochen Brot im eigenen Backofen, große runde Sechs-Pfund-Brote.

Beim „Bäcke“

Wir Nicht-Bauern hatten auch Brot zu essen. Das gab's beim „Bäcke“ (Bäcker) zu kaufen. Immer ofenfrisch, und das war schon das Verhängnis. Da wurde ich schnell noch losgeschickt, um ein Drei-Pfund-Brot zu holen, betrat das betörend duftende Ladengeschäft neben der Backstube, legte meine 78 Pfennige auf die Ladentafel, klemmte den Laib unter den Arm und verließ unter dem Gebimmel der Glocke den

Laden. Und dann auf der Straße überwältigte mich jedes Mal ein Gefühl aus Hunger und Sucht, die Finger brachen eine Ecke aus dem Brot heraus oder puhlten ein Loch an unverdächtiger Stelle. Unübertrefflich, dieser Geschmack von richtig frischem Brot! Die Mutter zu Hause hatte nicht immer Verständnis für die Löcher. Was ein Brot kostete, hätte einem in den 1960er Jahren jeder auf der Straße sagen können. Zum einen war Brot in den Nachkriegsjahren noch ein Wertgegenstand – damals gab eine Familie in Deutschland die Hälfte ihres Einkommens für Nahrungsmittel aus – und zum zweiten hielt die DDR aus Prinzip über Jahrzehnte die Preise für Grundnahrungsmittel konstant.

Meine Mutter machte auch gern Kuchen. Einen eigenen Herd besaßen wir nicht, nur eine elektrische Backform für kleine runde Kuchen. Das „Abbacken“ von „richtigen“ Kuchen war Sache des Bäckers. Zu Hause wurde der Teig gerührt und geknetet, auf einem runden Blech ausgebreitet und mit Früchten belegt oder mit Streuseln bestreut. Das Blech wurde in den Hof getragen, vorsichtig auf dem Handwagen verstaut, und ich durfte zum Bäcker wandern. Dann stand ich in der Backstube, verwies auf den von Mutter bestellten Termin, und das Kuchenblech verschwand in der tiefen Höhle des heißen Backofens. Unser Kuchen blieb dort nicht allein, zum gleichen Termin lieferten auch andere Leute ihre Backware ab, und in jeden Kuchen wurde zur genauen Kennzeichnung eine Blechmarke eingestochen. Ein paar Stunden später holperte ich wieder mit dem Wagen das Dorf hinunter „zum Bäcker“, die duftenden Kuchen wurden anhand ihrer Marken den jeweiligen Besitzern zugeordnet, ich bezahlte 30 Pfennige fürs Backen und trat den Heimweg an. Auch von den frisch duftenden, noch warmen Kuchen hat keiner je unser Haus erreicht, ohne dass es Knabberspuren gab.

Ein richtiges Back-Festival fand jedes Jahr im Advent statt. Da tauchte zunächst ein großer Trog in der Küche auf, die „Backmulde“, die nur zu diesem Anlass zum Einsatz kam. Darin wurden kiloweise Mehl und Zucker, Butter und Schmalz, Hefe und Milch verrührt und verknetet. Mandeln kamen dazu und Nüsse und Rosinen und Zitronat. Die letzteren Zutaten gab's manchmal nur sehr sparsam. Das war auch davon abhängig, ob ... die Westverwandten rechtzeitig an die stollenbackende Ost-Verwandtschaft gedacht hatten. Der mehlbestäubte Trog wanderte zunächst auf den Kachelofen, damit der Teig richtig „gehen“ konnte. Und dann gab es wieder den Weg mit dem Handwagen zum Bäcker. Der Termin war Wochen im Voraus bestellt. In der Backstube wurden aus dem großen Kloß in der Wanne ordentliche Stollen geformt und mit dem obligatorischen blechernen Namensschild gekennzeichnet. Dann konnten wir zunächst wieder nach Hause gehen. Manche misstrauischen Kundinnen blieben stundenlang beim Bäcker sitzen und behielten die Ofentür fest im Blick, um ganz sicher zu gehen, dass es wirklich „ihr“ Stollen war, der da später aus dem Ofen geholt wurde. Es hätte ja sein können, dass irgendwas vertauscht wurde und man einen Stollen ohne seine wertvollen West-Rosinen ... kriegte ... Bei uns zu Hause lagerten dann zwölf und mehr braunkrustige Laibe auf Regalen und Schränken. ... Einmal wurde ein vergessener Stollen erst zur Osterzeit gefunden – und er erwies sich als „gut durchgezogen“ und durchaus noch essbar.

Spielplatz Bauernhof

Bauer zu sein bedeutete einen harten Alltag. Früh zeitig (sommers wie winters um 4.30 Uhr!) ging es los mit Grünfutter holen, Füttern und Melken, dann erst gabs Frühstück, dann raus auf das Feld, mittags zurück – jetzt waren zwei Stunden Pause für Mensch und Pferde –, nachmittags noch einmal raus, dann war Dämmerstunde, aber danach war noch einmal Arbeit angesagt bis spät in den Abend hinein. 12

Arbeits-Stunden umfasste ein normaler Arbeitstag. So etwas wie Freizeit war selten, „Urlaub“ gar ... ein Fremdwort. Und die ganze Familie war fest in die Arbeitsrhythmen eingespannt.

Manche armen Bauern pflügten mit einem Ochsen. Die meisten besaßen aber Pferde für die Feldarbeit. Selten tuckerte auch ein Traktor durchs Dorf, z.B. eine Lanz-Bulldog aus Vorkriegszeiten.

In der Mitte der Vierseithöfe befand sich fast immer ein großer Misthaufen, umkreist von Schwalben, die nach Fliegen schnappten und in den überall vorhandenen Lehmputzen reichlich Baumaterial für ihre Nester fanden. Im düsteren Kuhstall war die Wand schwarz von Fliegen, deren sich die Kühe durch heftiges Schwanzwedeln zu erwehren versuchten. Neben der Kuh hockte auf einem dreibeinigen Holzschemel die Bäuerin und molk das nervöse Tier; ein Ertrag von einem Eimer Milch am Tag war damals schon eine ordentliche Menge für eine Kuh. ...

Beim Spielen in der Scheune sammelten wir Kinder nebenbei auch die Eier ein, die die Hühner irgendwo (hin-)gelegt hatten; manchmal fanden wir auch ein gut verstecktes Gelege nicht, dann stolzierte drei Wochen später eine aufgeregte Glucke mit einer Schar gelber Küken auf dem Hof herum.

Die Bauern produzierten mit strengen staatlichen Auflagen und unterlagen ständiger Kontrolle. Sie hatten für alle erzeugten Produkte ... ein „SOLL“ zu erbringen, eine Pflicht-Menge, die an den Staat „abzuliefern“ war. Und nur, wenn sie etwas darüber hinaus erwirtschafteten, konnten sie das als „freie Spitzen“ auch selbst vermarkten.

Kinderarbeit

Manchmal beneidete ich die „richtigen“ Bauernkinder. Es gab Zeiten im Jahr, da erschienen sie gleich für ein paar Tage überhaupt nicht zum Unterricht. Auf den Entschuldigungs-Zetteln, die sie von zu Hause mitbrachten, stand, dass sie für Arbeiten auf den heimatlichen Höfen gebraucht wurden. Die ... Kinder waren Arbeitskräfte, auf die in Stoßzeiten nicht verzichtet werden konnte.

Ich bin ziemlich bald und ganz freiwillig zur Arbeit mit auf die Felder gezogen. Im Herbst ging's zum „Kartoffeln-lesen“. Vornweg der Bauer mit dem Pferd, der zunächst einen „Damm“ Kartoffeln freilegte. Dahinter wir Kinder: Gebückt oder auf Knien rutschend sammelten wir die gelben Knollen zusammen und warfen sie in große Körbe. Erwachsene trugen die vollen Kiepen weg und entleerten sie in einen Wagen am Feldrand. Zwischendurch gab es kurze Pausen, in denen man den schmerzenden Rücken gerade machen konnte und zusah, wie der Bauer das Pferd durch die nächste Kartoffelfurche trieb, wobei rotierende Gabeln die leuchtend gelben Knollen auswarfen. Dann galt es wieder, sie schnell in unsere Körbe zu sammeln, ehe Bauer und Pferd schon die nächste Reihe freilegten. Der schönere Teil des Kartoffellesens nahte punkt vier Uhr nachmittags. Die Bauersfrau tauchte am Feldrand auf, schleppte auf dem Feldweg eine Kanne heran – sie hieß richtig „Lase“ –, in der köstlicher, mit Milch und Zucker versetzter Malzkaffee schwappte, und in einem Korb brachte sie die Vesper-Brote, riesige vom Sechs-Pfünder-Brot geschnittene Scheiben mit gesalzenem Schmalz darauf oder Leberwurst oder Blutwurst. Und dann mit den anderen am Feldrain zu sitzen und zu schwatzen und einfach dazugehören – das war es wert, zuvor einige Stunden den Rücken zu krümmen! Am Ende des Arbeitstages brannten dann manchmal noch Feuer aus getrocknetem Kartoffel-„Krätsch“ (= Kraut), in deren Aschglut köstliche angekohlte Bratkartoffeln geröstet wurden.

Im Frühsommer stand auf den Entschuldigungs-Zetteln der Bauernkinder als Grund des Fernbleibens: „Rüben verziehen“. Rüben wurden zunächst in lückenlosen

Reihen ausgesät. Dann zogen Gruppen von Frauen mit Hacken über die Felder und hackten Unkraut und überzählige Rübensaat aus. Anschließend krochen wir – Kinder und Frauen – auf Knien über den Acker und rissen von Hand aus, was jetzt noch den Aufwuchs der zarten Rübenpflänzchen störte. Da gab es in glühender Sonne und bei steinhartem Boden manchmal Anlass zum Stöhnen, aber auch zum Staunen, wenn plötzlich mitten auf dem nackten Boden ein paar winzige Eier lagen und hoch oben eine Lerchenmutter sorgenvolle Ablenkungs-Gesänge erklingen ließ. Und spätestens beim Vesperbrot war die Welt wieder in Ordnung. Und die 60 Pfennige Arbeitslohn je Stunde, die prompt am Ende jedes Arbeitstages ausgezahlt wurden, waren auch nicht zu verachten.

Kühe hüten und Sonnenfinsternis

Es gab noch mehr Arbeiten auf dem Bauernhof, für die Kinder eingespannt wurden. Eine davon war „Kühe-Hüten“. Jeder Bauer hatte einige Kühe, die sommers manchmal hinaus auf die Weide mussten. Feste Zäune um die Wiesen anzulegen lohnte nicht, elektrisch geladene Zäune gab es noch nicht, aber Kinder hatte jeder Bauer. Und so saß ich dann mit meinem Freund Lothar viele Nachmittage lang auf Wiesen herum, wir bliesen Pustebumen aus, zählten Ameisen oder beobachteten den Flug von Schäfchenwolken, immer ein halbes Auge auf die fünf Kühe habend, die träge vor sich hin käuten, dann aber manchmal urplötzlich zielstrebig in Nachbars Feld strebten, weil es dort im prallen Rübenblättergrün viel besser schmeckte. Dann trieben wir die störrischen Biester zurück auf unsere Wiese ... Beim „Vesper“ wurden wir auch hier nicht vergessen, wir machten eine richtige, notwendige Arbeit und die war ihres Lohnes wert – in Gestalt von Schmalzbrotten.

Röntgenreihenuntersuchung

Die Lungenkrankheit Tuberkulose hatte in der Nachkriegszeit verheerend gewütet. Nach und nach wurden Schilder an den bäuerlichen Ställen angebracht mit dem Hinweis „Tuberkulosefreier Rinderbestand“ und machten so deutlich, dass die Seuche allmählich eingedämmt werden konnte. Um aber erkrankte Menschen rechtzeitig ausfindig machen und behandeln zu können, wurde in der DDR ein engmaschiges Früherkennungs- und Vorsorgesystem eingeführt.

Einmal im Jahr war deswegen das ganze Dorf auf den Beinen. Jeder Bürger musste antreten, um seine Lunge röntgen zu lassen. Dann stand ein großer bauwagenähnlicher weißer Bus auf dem Platz vor dem Dorfgasthof, auf der Seitenwand stand in großen Lettern geschrieben: „Röntgenzug“. Die Leute standen Schlange, Karteikarten wurden verglichen, dann hieß es: „Bitte den Oberkörper freimachen“, dann war man allein in der großen Maschine, presste seine Brust an eine kalte Platte, „Luft anhalten“, es rasselte und war irgendwie unheimlich, und dann war der nächste dran. Wir Kinder gingen gleich in Schulklassenformation während des Unterrichts dorthin.

Einmal im Jahr kam der Zahnarzt in die Schule und inspizierte die Gebisse aller Kinder. Und auch der Landarzt kam jedes Jahr und kontrollierte den Gesundheitszustand aller Kinder gleich im Klassenzimmer. Wir wurden „abgehört“ und abgeklopft, bei Auffälligkeiten zur Behandlung in die nächste Sprechstunde bestellt. Und wir wurden gleich klassenweise in der Schule geimpft, z.B. gegen Pocken, Tuberkulose oder Kinderlähmung; Impfen war Pflicht, und das war gut so!

Da eine vollwertige Nahrungs-Versorgung für viele Kinder in der Nachkriegszeit zu Hause nicht gewährleistet war, gab es für alle Kinder jeden Tag kostenlos einen

Viertelliter „Schulmilch“. Und an der „Schulspeisung“ – als Mittagessen angeboten zu sehr moderaten Kosten – nahmen fast alle Schüler teil.

Die medizinische Versorgung wurde staatlich organisiert. Im Nachbardorf gab es ein „Landambulatorium“, in dem ein vom Staat gegen Gehalt angestellter Arzt täglich Sprechstunden hielt. Einmal in der Woche kam auch ein Zahnarzt dorthin. Dem Arzt zugeteilt waren „Gemeindeschwestern“ in den einzelnen Dörfern, die in den Gemeindeschwesternstationen kleinere Versorgungsfälle selbst „verarzten“ konnten.

Bettel-Kinder

Einmal im Jahr brach im Dorf die „große Armut“ aus. Betroffen waren vor allem Kinder, kleinere zumal. In Lumpen und Decken und großväterliche Jacken gehüllt zogen sie klagend von Haus zu Haus.

„Ich bin dr gleene Geenich,
gebbt mr nich zu weenich,
lassd mich nich zu lange schdehn,
ich will e Heisel weidergehn.“

... und was der Sprüche mehr waren. Wenigstens ein „Gedicht“ dieser Art musste jeder aufsagen können. Denn erst nach dieser Mühe kriegten wir was. Faschingsdienstag war Betteltag. In kleinen Gruppen zogen die Kinder verkleidet von Haus zu Haus, rumpelten an den Türen, warfen Konfetti in die Hausflure und zogen erst ab, wenn Bonbons oder extra gebackene „Kräppelchen“ – aus Pfannkuchenteig – oder auch kleine Geldmünzen in ihre Beutel gefüllt wurden. Abends wurde die klebrige Beute zu Hause bilanziert.

Eine weitere Gelegenheit zum Betteln waren Hochzeiten. Während ein Paar in der Kirche feierlich vermählt wurde, sammelten sich heimlich am Weg den Kirchberg hinunter kleine Wegelagerer. Hier, wo das Brautpaar auf jeden Fall vorbeikommen musste, wurde ein Seil quer über den Weg gespannt. Oft waren einige schnell gepflückte Blumen hineingebunden. Und dann erschien der würdevolle Brautzug. Wehe dem Bräutigam, der solche Spiele nicht kannte. Mancher war vorbereitet und hatte eine Hosentasche mit Kleingeld gefüllt, das er nun mit Schwung über das sperrende Seil warf. Auf der anderen Seite wartete eine Kinderschar, die sich jauchzend auf den Geldregen stürzte und zum Dank anschließend das Seil losband. Manchmal hatten wir besonderes Glück, wenn nämlich der Bräutigam sich in der Aufregung oder in Unkenntnis nicht mit Kleingeld eingedeckt hatte und nun erst einmal selbst bei den Hochzeitsgästen betteln gehen musste – da war unter den anschließend geworfenen Geldstücken auch manches Mark- oder Zwei-Mark-Stück. Ganz böse Buben haben manchmal auch zwanzig Meter weiter noch ein zweites Seil gespannt.

Der Landfilm kommt

Den ersten Film meines Lebens habe ich zu meinem sechsten Geburtstag gesehen. Feierlich schritten Eltern und Tanten mit mir als Ehrengast in eines der zwei Kinos, die in der Kleinstadt nebeneinander existierten, und bewunderten „Das doppelte Lottchen“. Wenige Jahre später gehörte Kino auch auf dem Dorf zum Alltag. Aller 14 Tage hingen neue Plakate am Kötheler Gasthof: „Der Landfilm kommt“. Und drunter stand noch, welchen Film für Erwachsene und welchen für Kinder er im Gepäck hatte. Der Landfilm war für uns Kinder ein Mann, der mit einem klapperigen Auto vorfuhr, eine

beeindruckende Menge an Gerüsten und Technik und Kisten auspackte und auf ... dem großen Tanzsaal Leinwand und Kino-Projektor installierte, ständig beobachtet und unterstützt von einer neugierigen Kinderschar. Der Landfilm spielte für uns Kinder zum Preis von 25 Pfennigen, abends bei den Erwachsenen verlangte er 80 Pfennige Eintritt. Als Gegenleistung brachte er Kultur zu uns, manchmal heitere und unterhaltsame, meist aber revolutionär-belehrende Filme. ... Wichtiger Bestandteil des Programms war die Wochenschau „Der Augenzeuge“, die zwangsweise zum Start gezeigt wurde, zwar immer schon Monate alt war, aber ein Stück Information – und Agitation – über die große weite Welt draußen ins Dorf brachte. Kino war auch im kältesten Winter. Dann wusste das Publikum Bescheid, jeder klemmte ein paar Scheite Holz oder einen Beutel mit Braunkohlen-Briketts unter den Arm, in der Saalecke bullerte rotglühend ein Eisenofen, und dort herum scharte sich das Volk.

Als es noch Maikäfer gab

Eigentlich gab es die Maikäfer immer – irgendwann im Mai ... Man ging hinaus, nahm sich einen beliebigen Baum vor, kurzes Schütteln an einem Ast, es machte KLACK, und unten lag ein Maikäfer, oder auch zwei oder drei. Tagsüber schliefen die Käfer im Geäst, um dann in der abendlichen Dämmerung brummend auf Brautschau zu fliegen. Dabei konnte man die schwerfälligen Tiere auch mit der Hand „abditschen“, das hieß zu Boden schlagen. Die Krabbeltiere ... wurden fachkundig in Kategorien eingeteilt. Es gab nicht nur Männchen und Weibchen, wir unterschieden, je nach Farbe und Behaarung des Rückenpanzers, „Kaiser“, „König“, „Bäcker“, „Schornsteinfeger“, „Müller“. ... Wir hielten die Hand in die Höhe und beobachteten, wie sie auf die höchste Stelle des Fingers stiegen, dort erst einmal „pumpton“, dann zunächst die äußeren harten braunen Flügel entfalteten und danach noch die darunter liegenden durchsichtigen zarten, und dann durften sie starten. Maikäfer gehörten einfach zu jedem Mai dazu.

Einmal gab es eine Plage: Auf allen Bäumen, Eichen wie Linden und Kirschbäumen, knisterte, knackte und kackte es – da krümelte es wirklich ständig. Die Obstbäume – damals noch wichtiger Vitaminlieferant für den Winter – wurden täglich kahler unter der Invasion. Die Eltern riefen den Notstand aus. Das hieß, täglich eine Stunde früher als sonst aufzustehen, um noch vor Schulbeginn die schlafenden Käfer zu überraschen. Mit System schüttelte die ganze Familie einen Baum nach dem anderen, die kältestarren Krabbeltiere fielen zu Tausenden herunter, wurden schnell eingesammelt, in einen Eimer verfrachtet, und wenn der Eimer voll war, wurde kochendes Wasser hineingegossen. Die Brühkäfer durfte ich anschließend zu Bauer Wiegner tragen, wo sie als willkommenes eiweißreiches Zusatzfutter den Hühnern zum Fraße vorgeworfen wurden. Als Dank dafür, dass ich da mehr als eine Woche lang täglich mit einem Eimer erschienen war, gab's ein Körbchen Eier. Das war durchaus willkommen als Zusatz-Futter für meine Familie. Aber wir erlebten auch eine Überraschung: Durch die tagelange Fütterung der Hühner mit Maikäfern rochen und schmeckten die Eier penetrant nach gekautem Laub und Maikäferkacke!

Leibchen

Man wäre heute sicher gerührt von dem ärmlichen Eindruck, den wir damals beim Gang in die Schule gemacht haben müssen. Ich trug im Sommer Lederhosen, weil die praktisch und spielfest waren, dazu Kniestrümpfe, die wir endlich – und darauf wurde sehnlichst gewartet – anziehen durften, nachdem es dreimal gedonnert oder der Kuckuck dreimal gerufen hatte. Irgendwann gab es dann auch die Erlaubnis,

barfuß zu gehen. Wenn es im Herbst kalt wurde, kamen manche Bauernkinder monatelang in Gummistiefeln zur Schule.

Wir Jungen trugen immer noch kurze Hosen, aber jetzt steckten die Beine in langen Strümpfen, ausgebeult und Falten schlagend, grob gewebt und vielfach gestopft. Befestigt wurden die Strümpfe an Strumpfhaltern, die grau-rosa aus den Hosenbeinen hervorlugten. Die Strumpfhalter wiederum waren Bestandteil eines Kleidungsstücks, das „Leibchen“ hieß, es war eine Art kurzes Unterhemd. Ich habe das alles als eine peinliche und auch – weil die Strumpfhalter ständig aufgingen und dann das braune Gebammel am Bein herunterrutschte – als anstrengende Veranstaltung im Gedächtnis.

Zwischen Küche und Keller

In der Küche fand ein wesentlicher Teil des Familienlebens statt. Hier war es auch im Winter immer erträglich warm; in den Schlafstuben wurden die Öfen praktisch nie geheizt. Im gemauerten Küchenherd bullerte immer ein Feuerchen. Der Herd hatte an der Seite einen eingebauten eisernen Wasserbehälter, der dick mit Kalk verkrustet war und als eine Art Wasserboiler diente. ...

Ein Bad – hatten wir nicht. In der Küche gab es nur die Wasserpumpe an der Wand und darunter einen gusseisernen Ausguss. Daneben befand sich noch ein kleines Handwaschbecken aus bräunlichem Porzellan. Gebadet wurde freitags in einer Wanne in der Küche, die mit heißem Wasser vom Herd befüllt wurde. In der übrigen Woche trugen meine Eltern kaltes Wasser mit einer Kanne in ihr Schlafzimmer und wuschen sich dort in einer großen Porzellanschüssel. Ob und wie ich mich gewaschen habe, daran habe ich keine Erinnerungen, so als Junge ...

Unsere Toilette – mit dem Begriff hätte ich damals nichts anfangen können – war ein Plumps-Klo. Es existierte noch bis Anfang der 1990er Jahre. Wenn man auf der Brille hockte, zog es manchmal ganz heftig von unten aus dem Fallrohr, und die Gerüche waren auch nicht ohne ... zum „Abwischen“ lag da immer ein Stapel Zeitungspapier, akkurat gerissen in postkartengroße Blättchen; das bot zwar Gelegenheit, die Zeit mit Lesen zu überbrücken, aber oft fehlte dann das Blatt mit der Fortsetzung des Textes. Wir hatten keinen Kühlschrank, und deshalb stand im Sommer öfter „saure Milch“ mit auf dem Speiseplan. Wenn die Milch am Abend eines gewittrigen Tages schon einen „Stich hatte“, wurde sie in Suppenteller abgefüllt, einen Tag lang auf den Küchenschrank gestellt, und kam dann als dicke saure Milch mit einer gelben Sahneschicht bedeckt auf den Tisch – mit Zucker und Zimt bestreut war das eine Köstlichkeit. Weitere solche Genüsse waren Holunderbeersuppe mit Zwieback, Kaltschale oder der sonnabendliche Mittags-Kakao mit Butterbrötchen, natürlich mit der Verlockung, zu „ditschen“ (= eintauchen, stippen).

Einmal in der Woche wurde beim Fleischer eingekauft. Das bedeutete, dass einer aus der Familie sich freitags aufs Rad schwang und fünf Kilometer weit in die Stadt radelte. Bei Fleischer Pfau wurde die Wunsch-Liste hervorgekramt und vorgelesen: Ein paar Bockwürste für das „schnelle“ Mittagessen am Sonnabend, ein Stück Fleisch für den Sonntags(!)braten, ein paar Knochen für Eintöpfe und Suppen, manchmal Kassler für „saure Kartoffelstücke“ oder auch – gut sortierte – „Flecke“. Nicht alles war vorrätig („hamm'er leider nich“), und mit guten Wünschen an die Frau Mutter und dem kleinen Päckchen mit dem Erworbenen im Beutel ging's wieder nach Hause.

Waschtag

In unserem Haus gab es einen Raum im Kellerbereich, der über eine Extra-Treppe von außen her erreichbar war, und der „Waschhaus“ hieß. Eine feuchte dunkle Höhle. Irgendwo hinten stand ein riesiger schwarzer Kessel, eingelassen in einen gemauerten Herd. An den Wänden stapelten sich große hölzerne Wannen, die von Eisenreifen zusammengehalten wurden. Ab und zu, im Abstand von einigen Wochen, kam emsiges Leben in diese Düsternis: Die Tage der „großen Wäsche“ standen bevor. Schon in den Tagen zuvor wurden die Wannen ins Freie befördert und dort gewässert. Erst durch Befeuchten bekamen die einzelnen, kunstvoll gebogenen Bretter die beabsichtigte Form wieder, quollen auf und drückten mit der Festigkeit aneinander, die notwendig war, um darin das Wasser zu halten. Am Waschtag rückte zur tatkräftigen Mithilfe eine ältere Frau aus der Nachbarschaft an. Dampfschwaden zogen ins Freie. Seit dem frühen Morgen kochte im Kessel das Wasser; dieses musste mühsam in Eimern aus dem benachbarten Keller – Treppe hoch, Treppe runter – herbeigeschleppt werden. Stets feucht verklumpte Pappschachteln mit FEWA und PERSIL standen bereit, daneben stapelte sich in Stücken die gelbliche Kernseife. In Wannen und Bottichen war die (weiße) „Kochwäsche“ schon am Vortag „eingeweicht“ worden. Nun wurden die einzelnen Wäschestücke mit dem „Wäschestampfer“ gewalkt, auf einem Waschbrett intensiv gerubbelt, bei Bedarf gebürstet, gespült und herumgeschwenkt; Socken und stark verschmutzte Buntwäsche wurden bei Bedarf noch einmal eingeseift und zusätzlich behandelt. Dann kamen die triefenden Teile in die „Wringmaschine“, eine Anordnung aus zwei Walzen, die mit einer Handkurbel gedreht werden konnten und das Wasser auspressten. Im Sommer wurden die weißen Wäschestücke zunächst zum Bleichen auf der Wiese ausgelegt und hin und wieder mit Wasser aus der Gießkanne befeuchtet. Das benutzte heiße Wasch- und Spülwasser aus der ersten Runde wurde in Wannen aufbewahrt, denn nach der Kochwäsche wurden darin nacheinander helle und dunkle Buntwäsche, Strümpfe und Arbeitskleidung gewaschen. Wollwäsche kam extra dran. Dann endlich flatterten die großen weißen Bettlaken und die vielen Leibchen und Strümpfe ordentlich aufgereiht im Wind. In den nächsten Tagen wurden dann die getrockneten großen Wäsche-Stücke exakt zusammengelegt. Das begann bei den Bettlaken damit, dass sie nach dem Abnehmen von der Leine „gezogen“ wurden, das heißt, dass die steifen und aus der Form geratenen Tücher von zwei einander gegenüberstehenden Personen an den Ecken gefasst und mit maximal möglicher Kraft längs und in diagonaler Richtung gezerrt und so wieder in Rechteck-Form gebracht wurden. Alles wurde in einen großen Wäsche-Korb verpackt, auf den Handwagen verfrachtet und ab ging die Fahrt zur „Rolle“ (anderenorts auch Wäschemangel genannt). Das war eine große Maschine, die in einem Haus einen Kilometer entfernt stand und stundenweise gemietet werden konnte. Dort wurden die Wäschestücke in ein spezielles „Rolltuch“ gelegt und auf einer runden Holzrolle – etwa einen Meter lang und 10 Zentimeter dick – aufgewickelt. Anschließend wurde unter Beschwerung mit einem Kasten voller Steine die Rolle hin- und her-bewegt, das Rolltuch wickelte sich ab und wieder auf und die Wäsche wurde dabei geglättet.

Karriereknick

Mein Vater hatte in seiner Kindheit eine Internats-Schule besucht, und nun hatten meine Eltern solche Pläne auch mit ihrem Erstgeborenen – das betraf also mich. Ich wurde im fünften Schuljahr zu einem förmlichen Gespräch ins väterliche Amtszimmer geladen und erfuhr, wie mein Lebenslauf weitergehen sollte. Thomaner in Leipzig sollte ich werden, gesanglich gebildet, schlau und ein gesitteter Mensch. Ich hörte

mir die Planung meiner Karriere an – verstockt hinter dem väterlichen Schreibtisch auf dem Boden sitzend und mit recht gemischten Gefühlen. In mein Dorfkind-Weltbild passte mir das alles gar nicht. Folgsam bin ich dann aber doch ein paar Wochen später mit zur Aufnahmeprüfung gefahren. Zum Glück – so fand ich – kam ich zu spät. Ich war für den Chor wegen schon beginnenden Stimmbruchs nicht brauchbar. Und so durfte ich nun weiter zu Hause durch die Dorfflur streunen und Mäuse ausgraben.

Stalinismus hautnah

... Im Haus gleich gegenüber geschah Bedrückendes. Der Sohn unserer Nachbarsleute, kehrte 1954 nach Hause zurück. Nur verhalten wurde getuschelt und gemutmaßt. Helmut hatte in den letzten Kriegsjahren seine Lehre absolviert und dann einen Arbeitsplatz gefunden. Als die Russen 1946 mit dem Uranbergbau im Erzgebirge begannen, wurde auch sein Betrieb verpflichtet, dafür Leute abzustellen – Zwangsverpflichtung! Helmut erhielt den Gestellungsbefehl, verspürte aber mit seinen 18 Jahren einfach keine Lust, Bergmann zu werden, gar noch unter sowjetischer Militärverwaltung. Und da machte er sich Hals über Kopf davon und ging über die „grüne Grenze“ in den Westen. Dort arbeitete er einige Monate, als ihn seine Mutter in einem Brief bat, wieder nach Hause zu kommen; der Vater war noch in Gefangenschaft. Helmut kehrte zurück und suchte sich eine Tätigkeit. Es vergingen einige Wochen, bis die russischen „Organe“ ihn wieder im Visier hatten. Seine Flucht nach der WISMUT-Rekrutierung wurde wie militärische Fahnenflucht behandelt! Die Polizei holte ihn zu Hause ab. Er kam vor ein Schnellgericht und wurde als „West-Spion“ verurteilt: Todesstrafe! Später wurde das Urteil „gemildert“ auf 30 Jahre in Sibirien. Aber auch dazu kam es nicht, weil Helmut schon im berüchtigten Zuchthaus Bautzen an Tuberkulose erkrankte. Erst fünfeinhalb Jahre später war er wieder zu Hause, gesundheitlich schwer gezeichnet. Er hat nie mehr richtig arbeiten können. Wie dieser Mann jeden Tag stundenlang rastlos in seinem kleinen gepflasterten Hof auf und ab ging, hat mich als Kind tief beeindruckt.

Zwei solche Schicksale schon im kleinen Horizont meiner Kinderwelt – es hat ihn wirklich gegeben, den Terror der 1950er Jahre

Kartoffelkäfer und Klassenkampf

... Als Feind des Sozialismus entpuppten sich Kartoffelkäfer. Die hatten die Amerikaner – so wurde jedenfalls amtlich informiert – aus Flugzeugen abgeworfen, um der Wirtschaft und den Menschen in der DDR zu schaden. Wir Schulkinder wurden an die Kartoffel-Front geschickt. Einmal freiwillig einzeln und ein andermal zwangsweise in Schulklassenstärke marschierten wir auf die Felder, wurden über Aussehen und Tarnungen des gelb-schwarz gestreiften käferlichen Feindes belehrt, mit leeren Marmeladegläsern für den Fang der Bösewichte ausgerüstet und schwärmten dann über die Felder aus für den Sieg des Sozialismus. Einmal bot uns der Bürgermeister für den ersten Käfer, den wir ihm ins Büro brachten, sage und schreibe EINE MARK, für ein ganzes Glas, gefüllt mit rot-schwarzen Larven, gab es im Normalfall 50 Pfennige. Da machte Klassenkampf sogar richtig Spaß!

LPG Typ I

Das Jahr 1960 brachte Unruhe ins Dorf. Der kalte Wind der sozialistischen Kollektivierung der Landwirtschaft wehte durch die DDR. Die Zeitung erklärte tagtäglich,

in Welch glorreichen Zeiten wir lebten: Die Bauern wandelten ganz „freiwillig“ ihr Privateigentum in genossenschaftlichen Besitz um. Viele Bauern sahen das überhaupt nicht so positiv. Ich sehe sie noch vor mir, gestandene Männer, wie sie geduckt, ratlos und mit feuchten Augen im Arbeitszimmer meines Vaters saßen. Was sollten sie tun gegen den wochenlang andauernden Druck? Jeden Abend kamen die Agitatoren aus der Stadt – manchmal gleich mit dem LKW –, saßen bei ihnen in den Bauernküchen und lockten und drohten. Bis einer nach dem anderen seinen Beitritt zur LPG (Landwirtschaftliche Produktions-Genossenschaft) beantragte. Wir Kinder lernten derweil in der Schule, dass es „LPG Typ I“ gab – hier brachten die Bauern nur ihre Ackerflächen in die gemeinsame Bewirtschaftung ein – und dass bei „LPG Typ III“ zusätzlich auch alle Wirtschafts-Gebäude, Tiere und Maschinen genossenschaftliches Eigentum wurden.

Viele Bauern haben den Eintritt in die Genossenschaft als Enteignung empfunden und auch (zum Glück fälschlicherweise) so benannt. Es war aber eher eine Entmündigung – formal-juristisch blieben sie ja bis zur Wende Eigentümer ihrer Gebäude und ihres Bodens. Aber das JA zu Eintritt erfolgte unter massivem Druck, sie hatten keine Verfügungs- und Entscheidungsgewalt mehr über ihr Eigentum (besonders schmerzlich: war für viele der Moment, als die Tiere – ein wichtiger Bestandteil der bäuerlichen Wirtschaften – aus den Ställen geholt wurden) und sie litten unter dem Statusverlust: Bauern waren nun nicht mehr freie Unternehmer, sondern erlebten die Veränderungen als sozialen Abstieg, zum Lohnempfänger und „Arbeiter“. Sie wurden nun zu Spezialisten in industriell wirtschaftenden Agrarbetrieben, waren Schlosser, Traktorist, Ingenieur, Tierpfleger.

Die Umgestaltung veränderte das Dorf nachhaltig. Die kleinen Felder verschwanden, kleine Gewässer, Feldwege und Flurgehölze wurden radikal beseitigt. Auf riesigen Flächen von einigen hundert Hektar hielt neue Großtechnik Einzug. Hamster und Rebhühner verschwanden, ebenso wie die Pferde. So manches ehrwürdige Fachwerk-Gebäude in den Vierseithöfen verfiel. Ein neuer großer Schweinestall brachte einen neuen Geruch ins Dorf.

Friedensfahrt-Patriotismus

Jedes Jahr im Mai war für zwei Wochen Ausnahmezustand. Im Radio klang eine Fanfare, die viele Menschen elektrisierte. „Friedensfahrt!“ Es handelte sich um die „Radfernfahrt für den Frieden“, eine Rundfahrt, die durch Polen, Tschechien und die DDR führte. Stundenlang ließ ich Tag für Tag das Radio nicht aus dem Blick und verfolgte jeden der Streckenberichte, dramatisch geschildert von Heinz-Florian Oertel & Co. Wir fieberten mit unseren Helden, mit „Täve“ (der Mann hieß richtig: Gustav-Adolph Schur) und Bernhard Eckstein. Stürze brachten Bestürzung, und Siege erfüllten uns mit unbändigem Stolz. Es waren „unsere“, die da gewannen, da wuchs irgendwo auch etwas Stolz auf diese DDR – wenigstens im Sport waren wir wer! Wenn die Strecke der Friedensfahrt durch unsere Region führte, radelten wir zur „Hohen Straße“ oder an die „Steile Wand“ von Meerane, um unseren Helden zuzusehen und zuzujubeln. Und danach fuhren wir tagelang selbst Radrennen auf den Dorfstraßen, und wir träumten davon, auch einmal Friedensfahrer zu werden. Stolz war ich auch – auf wen eigentlich richtig? –, als 1957 der erste sowjetische SPUTNIK die Erde umkreist hatte. Einige Jahre später bin ich extra bis tief in die Nacht hinein wach geblieben, um am Radio (!) den Moment mit zu erleben, in dem der erste von Menschen losgeschickte Flugkörper den Mond erreichte, „Luna“, wieder ein sowjetisches Projekt.

Flugversuche – Oberschule und Studium (1961-1970)

(kompletter Inhalt des Kapitels)

*Oberschule * Wege zur Bildung – mit Schlitten und Moped
Westfernsehen * Blinde Flecken * Schlips und Schwips und Walzerschritt
Gucklöcher * Durchblick * Platten heben * Um Haaresbreite
Partytime * Der Rock'n'Roll-King * Kampfsport
Schnellkurs für Gitarre – fit in drei Minuten * Twist and Shout
Über Heinz Quermann zu den »Meridas«
Mit »Gurkenwurm« und »Rhabarberschnecke« auf die große Bühne
Flugversuche * Urlaub in der Leinwandvilla
Das Wunder von Stralsund * Studentenleben * Erste Wahl
Anders sein als die anderen Anderen * Der JAZZ-Dampfer
Sturz-besoffen * Frühling in Prag * Meine Wirtin
Chemie ist das, was kracht und stinkt * Schluss mit lustig
Tramp * GST-Lager * »Lied zu den Anden« * Nicht gedient
Italienische Schuhe * Erdölkombinat Schwedt
Mutproben * Kohlkopf auf Nonnevitzens Dünen
Polenreise * Gipfelstürmerei * Denk-Zettel*

Oberschule

Ich besuchte in der benachbarten Kleinstadt Meerane die „Zwölfklassige Erweiterte Allgemeinbildende Polytechnische Oberschule“ (EOS), die uns zum Abitur führte. Das war gar nicht selbstverständlich. Mein Vater war als systemkritischer Pfarrer bei der Stasi aktenkundig. Unser Telefon – einer von einer Handvoll Anschlüsse im Dorf – wurde all die Jahre abgehört. Ich war nicht Mitglied bei den „Jungen Pionieren“ oder später bei der „Freien Deutschen Jugend“ (FDJ), hatte natürlich auch nicht an der staatlichen „Jugendweihe“ teilgenommen. Das alles, überhaupt meine Herkunft aus einem verdächtigen sozialen Umfeld, qualifizierte mich nicht gerade für einen Weg höherer Bildung in der DDR. Und so wurde der elterliche Antrag auf Zulassung zum Abitur zunächst auch abgelehnt. Aber einem Lehrer gelang es, durch großen persönlichen Einsatz doch noch meine Zulassung zu erretzen. ...

Es gab keine Möglichkeit, so wie heute üblich, ein Profil auszuwählen oder später ungeliebte Fächer abzuwählen. Wir hatten (Frontal-)Unterricht in allen – auch den unbequemen – Fächern bis zum Schluss. Diese „Zwangsbeglückung“ halte ich, wenn man „Allgemeinbildung“ erwerben möchte, auch heute noch für sinnvoll. Wir haben so – obwohl wir uns in der DDR befanden und das Profil ein „mathematisch-naturwissenschaftliches“ war – auch vier Jahre soliden Lateinunterricht gehabt, und dafür bin ich heute noch dankbar, weil das bei manchen tourismus-sprachlichen Problemen gut weiterhilft und man sich auch bei Fremdwörtern oder medizinischen Fachchinesisch (was ja weithin Latein ist) vieles ganz gut zusammenreimen kann.

Ein Tag in jeder Schulwoche bis zum Abitur war weiterhin für „UTP“ reserviert. Diesen Unterrichtstag in der Produktion verbrachten wir nun in einem großen metallverarbeitenden Betrieb (Dampfkesselbau), und wir feilten, schraubten, bohrten und drehten – so richtig professionell auch an der Drehbank. In drei Jahren absolvierten wir so eine recht solide handwerkliche Ausbildung. Und wer das wollte, konnte dann nach dem Abitur auch noch in einem mehrwöchigen Ferien-Lehrgang einen ordentlichen Facharbeiterbrief erwerben.

Westfernsehen

Fernsehen war eine faszinierende Sache. In unserer Familie gab es ... kein solches Gerät. Aber in vielen Bauernhöfen hatten die „Flimmerkisten“ längst Einzug gehalten, und so schlichen wir abends aus dem elterlichen Haus, ließen uns in die – tagsüber zu diesem Zwecke verdunkelten – Wohnstuben der Klassenkameraden einladen und guckten stundenlang fasziniert in die Röhre, egal, was deren schwarz-weißes Geflimmer auf einem Schirm mit 20 Zentimetern Diagonale zu bieten hatte. Bei der reuigen Rückkehr nach Hause hieß die Strafe: „Ohne essen ins Bett!“ Aber das war's mir wert.

Später erbten wir einen Fernseher von den Großeltern.

Ein besonderer Nervenkitzel war „Westfernsehen“, der verbotene Blick hinaus aus der kleinkarierten DDR-Welt, über die Mauer, in eine fremde Wirklichkeit mit Glamour und Wirtschaftswunder und Werbung. Der Zugang zum Paradies war nicht leicht, schon rein technisch betrachtet. Die Antenne baute sich jeder selbst. Bei uns zu Hause war es eine Holz-Leiste, die mit Kupferlitze (geflochtener Draht) bespannt war. Sie stand hinter dem Fernseher in der Wohnzimmer-Ecke und wurde bei Bedarf zur Verbesserung des ständig schwankenden Empfangs ... in die optimale Stellung gebracht. Für das „Zweite Programm“, das später dazu kam, wurde es schon etwas schwieriger. Man brauchte für den Empfang einen Konverter, ein Kästchen, das die gute Tante aus dem Westen „einschmuggeln“ musste, und dann doch eine etwas leistungsfähigere Antenne, die von kreativen Bastlern angefertigt wurde und die so hoch oben wie nur möglich installiert werden musste, also – als versteckte Variante – auf dem Boden unter dem Dach oder auch offen sichtbar draußen auf dem First, ausgerichtet in Richtung bayerischer „Ochsenkopf“.

Im Herbst 1961, kurz nach dem Bau der Berliner Mauer, betrat ich zum ersten Mal meine neue Schule, die „Goethe-Oberschule“. Fremde Gesichter, vielerlei neue Eindrücke – und gleich erlebte ich dort auch noch „Klassenkampf“ live. Eine Kampagne gegen das Sehen und Hören von „Westsendern“ lief an. Agitationsgruppen der FDJ sägten „Westantennen“ von den Dächern anderer Leute! In der Schule wurde eine Unterschriftensammlung gestartet, in der sich alle Schüler „freiwillig“ verpflichten sollten, keine „Westsender“ mehr anzuhören und anzusehen. Die Listen füllten sich. Ich unterschrieb nicht. Gerade erst hatte ich bei Radio Luxemburg neue musikalische Welten entdeckt, die mir wichtig waren, und die abendliche „Tagesschau“ oder Werner Höfers sonntäglichen „Frühschoppen“ wollte ich auch nicht lassen. Am nächsten Tag hing am Schwarzen Brett ein großer Zettel, auf dem drei oder vier Namen von Schülern, darunter meiner, bekannt gemacht wurden, weil sie Handlanger des Klassenfeindes seien und eigentlich an dieser sozialistischen Bildungseinrichtung nichts zu suchen hätten. Verunsicherung, Bockigkeit, Angst, elterliche Gespräche. Ein paar Tage später habe ich auch auf der Liste unterschrieben. Opportunismus, Anpassung, Unterwerfung? Getröstet hat mich immerhin die Bemerkung eines drei Jahre älteren Schülers, der mir vor dem Schwarzen Brett die Hand auf die Schulter legte und meinte, so viel Mut wie ich habe er nicht gehabt. Mut? Ein ganz kleines bisschen Stolz blieb so auch in der Niederlage. Ich hatte, wenn auch nur für einige Tage, eine eigene Meinung gehabt und vertreten, war nicht gleich mit geschwommen im allgemeinen Strom der Gleichgültigkeit.

Die Kampagne verlief sich bald, und Westfernsehen wurde weiterhin in fast jedem Haushalt geguckt.

Schlips und Schwips und Walzerschritt

In der 11. Klasse war ... Tanzstunde angesagt. ... Fräulein Nikolaus betrieb eine Tanzschule. Ihr oblag es seit Jahrzehnten, der von Verlotterung und Sittenverfall bedrohten Jugend ein paar Grundregeln betreffend äußerlicher Erscheinung und Anstand zu vermitteln sowie die Fähigkeit, sich ohne Stolpern und Anderen-auf-die-Füße-treten auf einem Tanzparkett bewegen zu können.

In den ersten Übungsstunden waren wir „Herren“ unter uns. Wir lernten, gerade zu sitzen und zu stehen, ordentlich zu gehen und zu grüßen und uns zu verbeugen. Das war anstrengend, und die ganze Truppe versammelte sich nach dem amtlichen Übungsteil in der „Ente“, einer benachbarten Kneipe. Dort fand die Auswertung statt, es gab Pfefferminzlikör und andere verruchte Getränke und – zunehmend laute – Gespräche unter Männern. Natürlich über Frauen. Über die Damen nämlich, die für die Tanzstunde einfach notwendig und auch ersehnt waren. Es handelte sich da ja um weibliche Wesen zum Anfassen – im Wortsinne! ...

Und dann standen die Damen auf der einen Seite der Tanzfläche, schick gekleidet, damals so in der Übergangszeit zwischen schwingendem Petticoat und Minirock, und die Herren standen auf der anderen Seite, mit Jackett und Schlips und blankgeputzten Schuhen. Der Mann am Klavier spielte die ersten Takte – richtig live! –, und die Herren stürzten auf die andere Seite, alles sortierte sich paarweise, und wir versuchten, die Vorgaben von Fräulein Nikolaus umzusetzen. Das Ganze endete mit einem „Tanzstundenball“ mit allem Drum und Dran. Die Herren mussten die Damen von zu Hause abholen, inklusive Diener, Überreichung von Blumen und verlegener Konversation mit den Eltern. ... Im Saal dann, beobachtet von Eltern- und Tanten-Augen, galt es zunächst, schwitzend den verschlungenen Pfaden der Polonaise zu folgen, später war Gelegenheit, beim Walzer auf fremde Füße zu treten, oder man musste bei verordnetem Partnerwechsel mit einer Dame klarkommen, die einen Kopf größer und doppelt so schwer war wie man(n) selbst. Nachdem wir unter intensiver Beobachtung der zahlreich erschienenen Verwandtschaft bewiesen hatten, dass wir auch mit Messer und Gabel essen und Wein ohne Kleckereien austrinken konnten, waren wir in den Ritualen des Erwachsenwerdens eine Runde weitergekommen. Natürlich hat's in der Tanzstunde gekribbelt. Und das war nicht nur der Sekt zum Ball! Da wurde es manchmal spät. ... Zu Hause bin ich zu nächtlicher Stunde öfter über Dachrinne und Balkon in den ersten Stock hochgeturnt, um die Eltern nicht zu schrecken.

Schnellkurs für Gitarre – fit in drei Minuten

Die Musik, die uns vom Hocker riss, konnten wir viel zu selten hören. Tonbandgeräte waren unerreichbar teuer, Platten gab es nur im Westen. Da blieb nur die Möglichkeit, stundenlang am Radio zu sitzen und zu kurbeln und zu warten, ob im Knarren und Auf-und-ab-Schwellen des Empfangs (Mittelwelle!) irgendwann drei Minuten Glück zu erhaschen waren.

Ein älterer Mitschüler konnte Gitarre spielen, und das hatte mich sehr beeindruckt. Also kaufte ich mir auch – für 70 Mark Ost – eine einfache Holzgitarre. Damit es mehr „schepperte“, zog ich Stahlsaiten auf, und weil ich gesehen hatte, dass Gitarristen etwas in der Hand hatten beim Anschlagen, malträtierte ich die Gitarre mit einem Fünf-Pfennig-Stück zwischen Daumen und Zeigefinger. Ich hatte mir ein Heft gekauft, in dem einige Griffe auf der Gitarre vorgestellt waren. Und dann ging's zur Sache: autodidaktischer Schnellunterricht live! Das lief so: Im Radio wurde ein Lied angesagt, das ich gern mitspielen können wollte. Während der ersten Strophe war Zeit, die Gitarre auf die richtige Tonlage zu bringen, in der zweiten Strophe konnte ich

versuchen, intuitiv aus meinem begrenzten Repertoire an Griffen die zu diesem Stück passenden auszuwählen, und die Begleitung bei der dritten und letzten Strophe ging dann meist schon ganz leidlich. Das war eine harte Schule für Gehör und Spiel-Technik, aber das gute Gefühl („ich kann's“!) wog mehr als die Schmerzen und Schwielen an den Fingerkuppen. ... Zusätzlich galt es, die englisch gesungenen Texte abzuhören, aufzuschreiben und zu übersetzen – das war nebenbei eine erfolgreiche Methode, um Englisch zu lernen.

Über Heinz Quermann zu den „Meridas“

Es gab einen legendären Rundfunkmoderator in der DDR, der immer im Lande unterwegs war auf der Suche nach „Jungen Talenten“. Irgendwann verirrte er sich auch in unsere Kleinstadt. Jeder, der was Unterhaltsames bieten konnte, war aufgefordert, sich zu melden. Ich hatte meine Holzgitarre, kannte ein paar Lieder, fasste Mut und meldete mich an. Zur Generalprobe stand ich allein mit meiner Klampfe vor einem Mikro und sang in den leeren großen Saal hinein. Mein Beitrag war englisch: „The House of the Rising Sun“ – ich hatte den Text mühsam im Radio abgehört. Irgendwie passte mein Stück künstlerisch oder ideologisch aber dann doch nicht ins Programm und so konnte ich die Abendveranstaltung nur als Zuschauer aus den Falten des Vorhangs beobachten. Aber das Unternehmen hatte doch Folgen für mein weiteres „Musiker-Leben“. Auf der Bühne stand eine Band namens „Meridas“, und mit deren musikalischem Leiter (Gerhard Zachar, später Chef der DDR-Rockgruppe LIFT) hatte ich bei den Proben mancherlei musikalische Gemeinsamkeiten feststellen können. ...

Ich hatte damals mit einigen Freunden eine eigene Band gegründet, die „Pacemakers“. Wir knieten uns zu fünft in die Proben und hatten, in der Zeitung als offizielle „Band des Jugendklubhauses“ angepriesen, sogar einen Auftritt. Es blieb unser einziger. Der selbstgebaute Verstärker – es war einer für die ganze Gruppe! –, brannte beim Auftritt spektakulär ab.

Wenige Wochen später stieg ich bei den „Meridas“ ein. Etwas überraschend für mich kam die Mitteilung, dass ich fortan Bassgitarre spielen sollte. Ich hatte solch ein Gerät noch nie in der Hand gehabt, aber das Instrument war schon gekauft – wodurch ich gleich mit 500 Mark Schulden startete. Immer freitags war Probe, am Wochenende dann ... gab es einen oder auch zwei Auftritte („Muggen“) von jeweils fünf Stunden Dauer – und dafür 25 Mark auf die Hand. Die Veranstaltungsorte lagen im Umkreis von 30, 40 Kilometern. Ich „reiste“ immer – zusammen mit der Technik und den Instrumenten – hinten auf der Ladefläche eines kleinen, offenen LKW unter der flatternden Plane. Bei unseren Auftritten war noch alles „echt“, es gab keine Tricks, etwa ein „Hallgerät“ für mich als Sänger bei schwächelnder Stimme. Wir spielten eine erdverbundene Rockmusik, getragen von zwei röhrenden Saxophonen, machten auch hin und wieder ein Zugeständnis mit Schnulzigem zur „Damenwahl“, aber Profil erlangten wir schnell, indem wir „unsere“ Musik spielten, Titel von den BEATLES. Wir hatten sogar einen richtigen Fanclub, der zu jeder Veranstaltung anreiste – am Stammtisch mit Club-Wimpel. ...

Mit „Gurkenwurm“ und „Rhabarberschnecke“ auf die große Bühne

Schon in der Band „Meridas“ hatten wir – Gerhard Zachar, der spätere Leiter der DDR-weit bekannten Gruppe LIFT, und ich – hin und wieder mit eigenen Kompositionen experimentiert. Und wir probierten dabei manchmal auch selbstgemachte, deutsche Lied-Texte aus. Die Verwendung deutscher Worte wäre

wohl im „Westen“ in den 1960er Jahren in der Beat-Szene undenkbar gewesen. Nun gab es damals in der DDR offiziell (noch) keine Beat- oder Rockmusik. Aber es gab den „Schlagerwettbewerb“. Wir wollten versuchen, dort mit unseren Ideen unterzukommen und reichten im Jahr 1967 zwei Titel ein, unter den Codenamen „Gurkenwurm“ und „Rhabarberschnecke“. Es geschah Erfreuliches: Einer der Titel kam auf Anhieb in den Endausscheid – das „Herbstlied“. Wir hatten nur Text und Klavierbegleitung geliefert. Ich hatte mich bei diesem Stück zum ersten Mal als „Texter“ versucht, und von Stund an trug ich das Etikett, ein „Textdichter“ zu sein. Wir hatten keinen Einfluss darauf, wie „unser“ Stück arrangiert wurde und wer es singen würde – das Ergebnis war dann eine doch ziemlich schlagermäßige Inszenierung. Aber es war unser Einstieg in eine neue Welt, die uns neue Möglichkeiten eröffnete. Ich zog meinen schwarzen Konfirmationsanzug an, reiste nach Magdeburg ins Interhotel. Wir wurden mit dem Taxi in die riesige Veranstaltungshalle kutschiert, schwitzten uns durch die Generalprobe mit Scheinwerfern und Fernsehkameras. Und dann war es so weit: Premiere für UNSER Lied! Frank Schöbel, Chris Doerk und andere DDR-Stars waren unsere Sitznachbarn. Später standen wir schüchtern beim Empfang am kalten Büffet. Und die ganze Zeit über hielten wir eine Schallplatte in der Hand, auf der unser Lied drauf war, unsere Namen standen! ... Leute vom Rundfunk sprachen uns an, ob wir nicht weitere Stücke hätten, die wir mal vorstellen könnten. Wir ... schrieben neue Texte und Melodien, und bald erschien öfter etwas von uns auf Schallplatten oder wurde im Rundfunk produziert. ... Anfang der 1970er Jahre gab es eine Öffnung hin zu DDR-eigener Beatmusik, und da wurde es auch möglich, die eigenen Titel mit der eigenen Band zu produzieren und rockiger zu machen. Ich stand da aber längst nicht mehr mit auf der Bühne, sondern schrieb nur noch Texte, für LIFT und PANTA RHEI und HORST KRÜGER und THEO SCHUMANN ...

Kohlkopf auf Nonnevitzens Dünen

Ostseeurlaub. Nordküste der Insel Rügen. Ich hatte damals immer eine Gitarre bei mir, auch auf dem Zeltplatz, auch am Strand. Ich begleitete Studentenlieder, Unsinn-Reime, wenn's sein musste auch einmal ein Volkslied, und wenn's mir Spaß machte, sang ich allein Lieder von den Beatles oder Protestsongs. Eines Tages setzte sich ein fremder Typ zu unserer Runde und begann eigene Lieder zu singen, mit deutschen Texten, eines davon hieß „Kohlkopf auf Nonnevitzens Dünen“. Er machte das professionell, beeindruckend, und es regte mich an zum Nachmachen. Ich hörte ein paar Abende zu und beschloss dann: Das probiere ich auch! Ein Notizheft wurde gekauft, und noch im gleichen Urlaub entstanden erste Gedichte als Liedtexte. Der Typ hieß übrigens Kurt Demmler und war später einer der wichtigsten „Texter“ in der „Singebewegung“ der DDR und in der Rockszenen. 10 Jahre später hat Demmler im Rundfunk ein Lied mit einem Text von mir gesungen – da war ich schon mächtig stolz drauf.

Das volle Leben in der DDR – Beruf, Familie und Opposition (1970-1989)

(kompletter Inhalt des Kapitels)

*Wohnglück mit Schlafbunker * Unterweltfestspiele * ABC des Lebens
»Komm doch einfach mit« * Feindberührung * »Über mich« * »Wenn«
Biermann-Abend im Weinberg * Erpresstes Bekenntnis
Zensierte Regentropfen * »Regentag«
Alternative Konzepte? * Zeltplatzleben * Verbotene Welten
Frechheit siegt * Ein potenzieller Brandstifter
Wunderbare Jahre * Erziehung – antiautoritär
Der tollwütige Maulwurf * Ur-Ängste * Bäumepflanzen als Provokation
Ein Reis-Eintopf wird zur Legende: PLOW
Von Ferngläsern und Schreibmaschinen * Jungwähler
Von Rom über Wittenberg nach Dresden * Umwelt-»Spionage«
Eine Apotheker-Zeitschrift macht einen Umweltskandal publik
»Urlaub« mit Hindernissen * Erholungsgebiet mit »Industrieklima II«
Die Zähne der Kinder von Dohna * Die präsidiale »Sondergenehmigung Nr. 2692«
Post von Willy Brandt * Knast als reale Möglichkeit
Operativer Vorgang – OV »Grüner« * Mach mal was Passendes
»Am Abend mancher Tage« * »Märchenland« * »Komm heraus«
Gefährliche Offenheit * Trabant I: Überlebenstraining
»Wir bleiben hier!« * Postkontrolle * Tschernobyl und die Folgen
Undichte Vertraulichkeiten * Lachen zwischendurch
Die Macht der Eingaben und der Zitate
Das schützende Dach der Kirche d * Eingeschriebene Geheimnisse
Konrad Lorenz light * Umweltfreundliche Dienstreisen
Seltsame Vögel * Aufkauf von Obst * Behütet * Familie Schubert
Druck mit dem Drucken * Trabbi II: Schaf mit Stehplatz
Der Geigerzähler * West-Kontakt * Urlaub mit Sputnik
»Unser Schulhof strahlt« * Trabbi III: Einheitsgrau
Das Erbe der WISMUT * Ich habe die Wahl
Das Fußballschaf * Nächtllicher Besuch am Schaukasten
Es geht sogar noch besser als im Westen! * Denk mal
Wessis im Wunderland * »Die Zeit ist reif« – Konziliarer Prozess
und Ökumenische Versammlung in der DDR
Stalinallee * Informationsbeschaffung
Heißer Herbst * Demokratische Aufbrüche*

Wohnglück mit Schlafbunker

Vier Jahre lang hatte ich in Dresden als Student in meinem Zimmer bei der „Wirtin“ gewohnt. Nun war ich verheiratet, meine Frau erwartete unser erstes Kind, wir brauchten eine Wohnung für uns allein.

Der Wunsch war erlaubt, aber es gab einige Hürden zu überwinden. Zuerst musste ein Wohnungsantrag gestellt werden. Damit aber wirklich was passierte, war es wichtig, immer wieder zu drängeln und zu schmeicheln auf dem zuständigen Wohnungsamt, Befürwortungen von dieser und von jener Stelle einzuholen und vorzulegen. Irgendwann war das Amt mürbe und stellte endlich die „Zuweisung“ für eine Wohnung aus. Aber diese Wohnung lag am anderen Ende der Stadt. Wir setzten eine Annonce mit einem Tauschangebot in die Zeitung, und wir hatten Glück.

Eine alte Dame meldete sich, aber die hatte erst tausend Wünsche, wie ihre neue Wohnung sein sollte: Wasser rein, Gas raus, rosa Zimmerdecke mit Wolkenmuster. Damals haben wir gelernt, wie man Wände abwäscht, tapeziert, einen Ofen „kehrt“ (Deckkacheln abmachen, eimerweise Asche herauskratzen, Kacheln mit Lehm-pampe wieder aufkleben). Dann war noch unsere ertauschte Wohnung herzurichten, und wir konnten endlich einziehen, mit unserem ersten Kind, das inzwischen geboren war.

... Wir bewohnten nun zwei Zimmer zu je 11 Quadratmeter, dazu gehörte eine kleine Küche, zum Kohlenkeller ging es von der Küche aus vier Stufen nach oben (!), wir Eltern schliefen in einer bunker-ähnlichen schmalen Kammer, die 1,20 breit und 3 Meter lang war, in einem Doppelstockbett.

Wir wohnten „Souterrain“, also etwas unterirdisch, was aber auch bequem war. Der Garten befand sich auf gleicher Höhe wie unsere Fensterbretter, und unser Töchterchen konnte gleich zum Küchenfenster hinausgereicht werden.

Die Zimmerdecken hatten ein interessantes Muster, das wir lange für Stuckkunst oder so was hielten. Kleine Kreise von zwei Zentimetern Durchmesser waren da einer neben dem anderen eingeprägt, das Muster ging gleichmäßig über die ganze Decke. Später erfuhren wir von der Vormieterin, wie das zustande gekommen war. In der Wohnung über ihr wohnte eine Familie mit Kindern, bei denen es manchmal turbulent zuging. Das Trippeln und Hopsen wurde eine Etage tiefer als nervig empfunden, und so kam der Besenstiel zum Einsatz, mit dem durch heftige Stöße nach oben Signale gegeben wurden, einprägsam Abdruck um Abdruck.

ABC des Lebens

An einem Wintertag Anfang des Jahres 1973 betrat ich eine kleine Baracke, traf dort auf etwa zwanzig doch recht abenteuerliche Gestalten, die auf Tischen und alten Polstermöbeln hockten, und wir diskutierten und diskutierten ... Ich war in der „offenen Jugendarbeit“ der Weinbergskirche in Dresden gelandet, und was ich hier erlebte, hat mich geprägt, hat mich verändert, hat mich viele Jahre fest gehalten. Manchmal 15 und später auch manchmal 150 junge Leute trafen sich dort einmal in der Woche. Sie kamen aus sehr unterschiedlichen sozialen Milieus, aber sie hatten eines gemeinsam: Sie wollten das „ABC des Lebens“ buchstabieren, nachdenken über Sinn und Ziel ihres eigenen Daseins, und sie wollten dieses andere Leben auch wirklich ausprobieren. Da wurde erregt debattiert über (antiautoritäre) Erziehung, Generationsfragen, den Sinn und Unsinn des Soldat-Seins, über Gewalt und Protest, es ging um Musik (von Bob Dylan und Chicago und Wolf Biermann), wir redeten uns die Köpfe heiß über Literatur (selbstgemachte Texte und verbotene) und wir diskutierten über den Zustand unserer DDR-Umwelt. Da wurden auch Pläne geschmiedet für die Gründung einer „Kommune“ auf dem Land. Zum Test wurde erst einmal unser Trabant von drei Familien gemeinsam genutzt, was ganz gut klappte.

In diesen Jahren lernte ich die DDR noch einmal ganz neu kennen. Es gab Ausgrenzung und Willkür und brutale Macht immer noch, ich hatte das bloß nicht erlebt bisher. Jetzt hatte ich Freunde aus dem Arbeitermilieu, die im Knast gewesen waren, die als „asozial“ galten und vom Staat auch asozial behandelt wurden, ich erlebte Verhaftungen aus nichtigem Anlass. Ich begegnete Künstlern aus einem ganzen „Untergrund“-Netzwerk. Und ich lernte die „Tramper“ kennen, die mit Schlafsack auf dem Rücken und ein paar Adressen in der Tasche unterwegs waren. Einziges Ziel: das nächste Konzert „ihrer“ Bluesband.

Komm doch einfach mit

*Macht ein Tag dich müde, weil dir nichts gelingt –
lass dich bloß nicht schaffen: hilf dir mit Musik,
die dich heiß macht, bis die Erde schwingt,
lässt dich einfach nicht mehr los, trägt dich fort,
immer weiter ... komm doch einfach mit!*

*Tief in deinen Träumen ein paar Melodien,
wenn es dich gepackt hat, kannst du nicht mehr flieh'n,
und der Rhythmus, der dein Leben treibt
lässt dich einfach nicht mehr los, trägt dich fort,
immer weiter ... komm doch einfach mit!*

*Komm doch mit hinüber, drüben spielt die Band,
und da ist ein Feuer, das dich fast verbrennt,
dieses Feuer, das dich weiter treibt,
lässt dich einfach nicht mehr los, trägt dich fort,
immer weiter ... komm doch einfach mit!*

*dieses Feuer, das dich fast verbrennt,
lässt dich einfach nicht mehr los, trägt dich fort,
immer weiter ... komm doch einfach mit!*

*(Komp.: Franz Bartzsch, Text: Joachim Krause,
Rockgruppe LIFT mit Christiane Ufholz und Stephan Trepte, 1974;
das war mein zu DDR-Zeiten weitaus meistverkaufter Titel;
36 Jahre nach der Erst-Veröffentlichung sang die halbe Ostrock-Community das Lied
LIVE im Finale beim Gedenkkonzert für Franz Bartzsch 2010)*

Feindberührung

Für den 12. November 1973 hatte mich ein Termin per Postkarte ereilt. Zur „Klärung eines Sachverhalts“ sollte ich im VPKA Dresden („Volkspolizeikreisamt“) erscheinen. Der Termin passte mir gar nicht. Die Geburt unseres zweiten Kindes stand unmittelbar bevor, ich hatte unterwegs einen neuen Kinderwagen erworben, unten drin im Wagen-Korb lag ein gerollter Bettvorleger. So ausgerüstet meldete ich mich im Polizeigebäude an der Information. Meine Frage nach „Zimmer 211“ löste merkwürdige Reaktionen aus: hektische Betriebsamkeit, Getuschel, klappende Türen, Telefongespräche. Dann endlich der Verweis, nach oben zu gehen. Dort saß ich wieder lange vor einer verschlossenen Tür. Irgendwann wurde ich hineingebeten. Halbdunkel, zwei Herren in Zivil, Ausweise vor meiner Nase. Stasi. Panik. Aber zunächst waren sie ganz freundlich. Fragten nach Persönlichem, nach Beruf und Freunden. Ich habe doch gute Kontakte zu Musikern aus der Rock-Szene. Es wurde härter, bedrohlicher: Ich wüsste doch sicher, dass da mit den Steuern getrickst würde, dass die Verstärkertechnik illegal aus dem Westen käme. Und um klar zu beweisen, dass ich damit nichts zu tun habe, sollte ich doch mal erzählen, was ich denn so wüsste ... Ich wusste zwar einiges, wollte aber nichts gegen meine Kumpels sagen, wollte aber auch die Herren nicht unnötig verärgern. Eiertanz, Angstschweiß. Ein zarter Hinweis, dass ich irgendwann nach Hause müsste, wurde abschlägig

beschieden: Dieses Gespräch würde so lange gehen, wie es eben gehen müsste. Passendes Detail: Die Tür hatte innen und außen keine Klinke. Die Zahl der Herren nahm zu, sie waren austauschbar, betraten und verließen nach irgendeiner Regie das Zimmer, waren mal verständnisvoll und dann mal sehr aufgeregt und in Droh-Pose. Was ich für Freunde hätte. Ob ich denn dies und jenes von dem und jenem wüsste. Dass ich natürlich nicht verdächtig wäre, aber dass ich vielleicht was aufklären könnte, eigentlich gehe es durchweg um Verstehen und Helfen ... Konzentrationsübung. Fluchtreflexe. Ich wollte hier raus. Aber da war diese Tür ohne Klinke. Nach zwei oder drei Stunden war endlich Schluss. Vorläufig, wie sie sagten. Im Aufstehen wurde mir ein Zettel vor die Nase gelegt, den ich doch bitte unterschreiben möge. Reine Routine: dass das heute Gefragte und Gesagte unter uns bliebe und dass ich bereit sei, das Gespräch demnächst fortzuführen. Fast hätte ich unterschrieben, nur um hier endlich wegzukommen. Da ging im Hinterkopf eine rote Lampe an. Nein, sagte ich, mit meiner Frau werde ich drüber reden. Die Herren waren böse, aber gerade ihre Unsicherheit bestärkte mich. Der Zettel blieb ohne Unterschrift. Zu Hause folgten stundenlange Gespräche, mit meiner Frau, mit Freunden, zu denen ich befragt worden war. Schlaflose Nächte. Dann schrieb ich einen Brief, Eilsendung und Einschreiben, mangels Namenskenntnis adressiert an „Zimmer 211“ im VPKA Dresden. Und darin sagte ich endgültig NEIN: Konspirative Gespräche mit mir allein und über Dritte würde es nicht geben.

Erst zwanzig Jahre später ist mir richtig klar geworden, dass diese kleine Unterschrift mein Leben vielleicht völlig verändert hätte. Meine Stasiakte beginnt mit einem dünnen Hefter, in dem ich als „IM-Vorlauf“, also als potenzieller Mitarbeiter der „Organe“ geführt werde. Dort ist zusammen mit dem Protokoll zu dem geschilderten Gespräch auch ordentlich ein Umschlag abgeheftet worden, auf den das Wort „Verpflichtung“ gestempelt ist. Und dieser Umschlag war leer geblieben. Damit war mein potenzielles „IM“-Dasein schlagartig beendet. Es gab im Denken der Stasi aber nur Freund oder Feind, und so wurde im Abschlussprotokoll festgelegt, „die Bearbeitung des Kandidaten in einem IM-Vorlauf einzustellen und ihn unter Operative Personenkontrolle zu nehmen.“ In den nächsten 17 Jahren war ich dann „Staatsfeind“, erfreute mich intensiver „Zuwendung“, und die von der Stasi erstellten Konzeptionen für meine „Betreuung“ sahen nun vor, die Menschen und die Gruppierungen, mit denen ich zusammenlebte, „systematisch zu zersetzen und zu liquidieren“.

Wenig später hatte ich noch die zweifelhafte Ehre, eine Stufe höher, in einem „Zentralen Operativen Vorgang“ in Berlin „bearbeitet“ zu werden (ZOV „Konflikt“). Ich bin dankbar, dass ich von all dieser staatlichen „Zuwendung“ und „Betreuung“ nie richtig etwas bemerkt habe. Vielleicht war ich ja in den folgenden Jahren einfach vorsichtig genug (Selbstzensur?), vielleicht habe ich auch manches unter „normal“ verbucht („die Stasi ist sowieso immer dabei“), was leicht hätte brenzlig werden können. Ich war jedenfalls kein harter standsicherer Widerstandskämpfer, der all dem fröhlich getrotzt hätte. Ich hätte wohl einfach nur Angst gehabt.

Operativer Vorgang – OV „Grüner“

Auf den 21.9.1983 ist ein Schreiben datiert, den ich in meiner Stasi-Akte gefunden habe. Das Schreiben sollte wohl die Identifizierung meiner Person an „Tatorten“ erleichtern. Es ist wie ein Steckbrief geschrieben, und dem Blatt wurde jeweils ein Passfoto von mir beigelegt. Dieser Brief wurde wohl an die Stasi-Dienststellen in allen Kommunen geschickt, in denen ich zu Veranstaltungen auftrat. Damit konnten

mich die „geschickten“ Zuhörer identifizieren. Merkwürdigerweise lagen auch kopierte Passfotos meiner Frau bei den Unterlagen.

„Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Karl-Marx-Stadt
Kreisdienststelle Glauchau, 21.9.83 ...

übersende ich Ihnen eine Personenbeschreibung und das Kennzeichen für das genutzte Kfz des Landesbeauftragten für Glaube und Naturwissenschaft der Landeskirche Sachsens, Krause, Joachim ...

Personenbeschreibung

scheinbares Alter 40 bis 45 Jahre

Größe 1,72

Gestalt kräftig, muskulös, sportlich

Kopf/Gesicht quadratische Kopfform, dunkler Teint, volle Gesichtszüge, blonde, lockige Kurzhaarfrisur, blonder Vollbart, Brillenträger, schadhafte dunkle Schneidezähne, Pfeifenraucher

Kleidung meist nachlässig – sportlich

Sprache hochdeutsch mit „sächsischem Akzent“;
rhetorisch gewandt ... “

Am 17.1.84 wird der Operative Vorgang „Grüner“ eröffnet, weil

„der Verdacht besteht, dass der Krause unter dem Deckmantel seiner beruflichen Tätigkeit staatsfeindlich ... tätig ist ...“

Zwei Tage später werden in einem „Operativplan“ konkrete Maßnahmen festgelegt:

Im OV wird der zu den reaktionärsten Kreisen der ev.-luth. Landeskirche Sachsen zählende Krause, Joachim ... operativ bearbeitet ...

1.2. Durch die IM ‚U.‘ und ‚H.‘ bestehen verwandtschaftliche Beziehungen zum Verdächtigen. Unter Ausnutzung dieser Beziehungen sind beide IM in die Aufklärung des Verdächtigen einzubeziehen. ...

3. Zur Aufklärung ... machen sich ... koordinierte operativ-technische Maßnahmen mit den Abteilungen M, PZF und 26 erforderlich“

(M = Postüberwachung, PZF = Postzollfahndung,
26 = Telefonüberwachung)

und wenig später ist zu lesen:

3. In der Bearbeitung des OV ‚Grüner‘ sind Beweise zu Straftaten gemäß §§ 97, 98, 99, 100, 106, 218, 219, 220 und 245 StGB auf der Grundlage eines neu zu erarbeitenden Operativplanes ... zu schaffen.

(Nach dem Strafgesetzbuch der DDR von 1968 bedeuteten die oben angegebenen Paragraphen Straftaten zu folgenden Stich-worten: §97 = Spionage, §98 = Sammlung von Nachrichten, §99 = Landes-verräterischer Treubruch, §100 = Staatsfeindliche Verbindungen, §106 = Staatsfeindliche Hetze, §218 = Vereinsbildung zur Verfolgung gesetzwidriger Ziele, §219 = Ungesetzliche Verbindungsaufnahme, §220 = Staatsverleumdung, §245 = Geheimnisverrat)

Wenig später hatte ich noch die zweifelhafte Ehre, eine Stufe höher, in einem „Zentralen Operativen Vorgang“ in Berlin „bearbeitet“ zu werden (ZOV „Konflikt“). Ich bin dankbar, dass ich von all dieser staatlichen „Zuwendung“ und „Betreuung“ nie richtig etwas bemerkt habe. Vielleicht war ich ja in den folgenden Jahren einfach vorsichtig genug (Selbstzensur?), vielleicht habe ich auch manches unter „normal“ verbucht („die Stasi ist sowieso immer dabei“), was leicht hätte brenzlig werden können. Ich war jedenfalls kein harter standsicherer Widerstandskämpfer, der all dem fröhlich getrotzt hätte. Ich hätte wohl einfach nur Angst gehabt.

Mach mal was Passendes

Es war einer jener Augenblicke im Leben, die nie mehr aus dem Gedächtnis verschwinden. Der DDR-Rundfunk hatte es in den Nachrichten ausführlich gemeldet: Gerhard Zachar und Henry Pacholski waren auf einer Straße in Polen tödlich verunglückt. Nüchtern. Amtlich. Ein plötzlicher, schriller und schmerzlicher Akkord. Die Ära LIFT – auch ein wichtiger Abschnitt in meinem Leben – war von diesem Tag an Vergangenheit. ...

Monate später kam ein Anruf. Werther Lohse: Wir wollen weitermachen mit LIFT, ich steige wieder ein. Und: Wir brauchen Texte, kannst du? Wenig später brachte mir Wolfgang Scheffler ein Demo-Band mit schon ziemlich fertigen Musikstücken vorbei: Mach da mal was Passendes dazu! Mir war es eigentlich immer lieber gewesen, wenn Musikanten zu ihren musikalischen Ideen auch ein paar inhaltliche Vorstellungen dazu packten, worum es in dem Text etwa gehen könnte. Diesmal nur: Mach mal ...

Die Melodie zehnmal, zwanzigmal hören, Welche Worte, welche Geschichten könnten dazu passen? Wo sollte ich anknüpfen? Erinnerungen stiegen hoch, wie war das damals gewesen? „Am Abend mancher Tage, da stimmt die Welt nicht mehr.“ Es wurde ein Text von Bruchstellen im Leben, die weh tun, und von dem Mut, trotzdem wieder aufzustehen.

Ich nahm den Textentwurf mit zur Probe von LIFT ins Kulturhaus von Heidenau. Wolfgang war sich unsicher, ob das Lied nicht insgesamt (Musik und Textidee) zu schmalzig und gefühlsbeladen sei. Ich habe daraufhin noch zwei weitere Textentwürfe mit ganz anderen Inhalten abgeliefert. Dann probte die Band wieder im Kulturhaus. Der Hausmeister lief durch den Raum, hielt andächtig inne, und er sagte, nachdem das Lied verklungen war: „Das wird ein Hit.“ Und auf sein Votum hin entschied die Band: Wir machen das Lied fertig, und es bleibt bei dem ersten Text.

Bald erschien die Schallplatte, der Titel fand erstaunlich gute Resonanz in den Hitparaden, wurde 1980 sogar der DDR-Hit des Jahres.

Ich habe danach nie wieder einen Rockmusik-Text geschrieben.

Am Abend mancher Tage

*Am Abend mancher Tage – da stimmt die Welt nicht mehr:
Irgendetwas ist zerbrochen, wiegt so schwer.
Und man kann das nicht begreifen,
will nichts mehr seh'n – und doch muss man weitergeh'n*

*Am Abend mancher Tage – da wirft man alles hin.
Nun scheint alles, was gewesen, ohne Sinn.
Und man lässt sich einfach treiben,
startet an die Wand. Nirgendwo ist festes Land.*

*Ref. Gib nicht auf,
denn das kriegst du wieder hin!
Eine Tür schlug zu,
doch schon morgen wirst du weiter seh'n ...*

*Manchmal ist eine Liebe erfroren über Nacht.
Manchmal will man hin zur Sonne – und stürzt ab.
Manchmal steht man ganz allein da,
ringsum ist Eis, alles dreht sich nur im Kreis.
Ref. Gib nicht auf ...*

*Am Abend mancher Tage – da stimmt die Welt nicht mehr:
Irgendetwas ist zerbrochen, wiegt so schwer.
Und man kann das nicht begreifen,
will nichts mehr seh'n – und doch muss man weitergeh'n
... und man läßt sich einfach treiben,
will nichts mehr seh'n, und doch wird man weitergeh'n ...*

*(Text: Joachim Krause, Musik: Wolfgang Scheffler;
Rockgruppe LIFT mit Werther Lohse 1979;
der Titel wurde später gecovered von den Puhdys,
Jan Josef Liefers und Oblivion, Manuel Schmid ...)*

Postkontrolle

Anfang der 1980er Jahre wurde unsere Post aus dem Westen intensiv „gefilzt“. Manche Briefe verschwanden, jedes Weihnachtspäckchen war erkennbar durchwühlt. Manchmal konnten einem die Kontrolleure aber auch richtig leidtun! Eines Tages nahm mich ein Abteilungsleiter in meinem Institut auf die Seite und berichtete, dass eben zwei Herren bei unserem Direktor gewesen seien und sich bitter über meine Provokationen beklagt hätten. Ich hatte ganz ehrlich keine Ahnung, was ich angestellt haben sollte. Was war passiert? Die beiden Herren waren mit der Kontrolle meiner Post beauftragt. Kürzlich war ein großes Paket mit 20 Rollen Klopapier aus dem Westen gekommen. Welche Bösartigkeit war da zu vermuten? Die Herren bekamen den Auftrag, das Papier von einer Rolle nach der anderen komplett abzuwickeln – vielleicht war da drin ja eine konspirative Botschaft versteckt – und danach natürlich wieder ordentlich aufzurollen. 20 Mal! Und nichts gefunden! Ich konnte verstehen, dass sie sauer waren. Des Rätsels Lösung war banal. Ein Freund

aus dem Westen war bei uns zu Besuch gewesen. Wie so oft zu DDR-Zeiten gab es gerade kein Klopapier, und er hatte sich auf unserer Toilette mit zerrissenen Zeitungen herumplagen müssen. Und da wollte er uns eben mit 20 Rollen samtweichen Westpapiers mal was richtig Gutes tun.

Tschernobyl und die Folgen

26. April 1986 – dieses Datum hat sich tief in das Gedächtnis einer ganzen Generation eingebrannt, verbunden mit dem Stichwort „Tschernobyl“. In einem sowjetischen Kernkraftwerk war das geschehen, was nie geschehen durfte! Infolge menschlicher Bedienungsfehler und unzureichender technischer Sicherheitsvorkehrungen war der Reaktorblock Nr.4 außer Kontrolle geraten und explodiert, und ein glühendes Höllenfeuer aus Graphit und Strahlenasche schickte wochenlang Wolken mit hochradioaktivem Staub rund um den Globus.

Schlagartig wurde deutlich: Die schon länger diskutierten Risiken beim Betrieb von Kernkraftwerken waren eben nicht nur theoretische Rechenspielerien – ein solcher Reaktor konnte wirklich völlig außer Kontrolle geraten. Und obwohl das Tausende Kilometer entfernt passiert war, waren wir plötzlich direkt mit betroffen: Bei strahlendem Wetter wehte der Ostwind den radioaktiven Staub bis in die Idylle deutscher Kleingärten.

Erschrecken machte sich breit, Nachdenklichkeit, Ratlosigkeit. Auch die Menschen in der DDR stellten Fragen, sie erwarteten Antworten, sie wollten Informationen.

Der Staat DDR war auf ein solches Geschehen ausgerechnet im sozialistischen System überhaupt nicht vorbereitet und versteckte sich (zunächst) hinter Schweigen, wenig später folgten Beschwichtigungen und Verharmlosungen und Lügen, die in den Medien verbreitet wurden.

Bis dahin hatte es eine breitere oder gar öffentliche Debatte über Pro und Kontra der Kernenergie in der DDR nicht gegeben. Der Informationsbedarf war riesig. Wie arbeitet eigentlich so ein Atomkraftwerk, was kann bei einem Unfall passieren, welche Gefahren bestehen für die Bevölkerung, ist die Kernenergie unverzichtbar oder gibt es Alternativen?

Ich schrieb in den folgenden Wochen eine Informationsbroschüre, die interessierten Mitmenschen helfen sollte, sich in der Debatte zurechtzufinden und selbst eine Meinung zu bilden.

Herausgegeben und vervielfältigt wurde das Heft über das „Kirchliche Forschungsheim“ in Wittenberg. Wir gaben dem Heft etwas schlitzohrig den Titel

„... nicht das letzte Wort“

Das war nämlich ein Zitat von Erich Honecker, dem damaligen Generalsekretär der allmächtigen „Partei“ und Staatsratsvorsitzenden der DDR. (Die Staatspartei in der DDR hieß wirklich bis zum Schluss SED, Sozialistische Einheitspartei Deutschlands!) Er war mit dieser Formulierung in einem Interview nach den Ereignissen von Tschernobyl einer endgültigen Bewertung zu den Perspektiven der Kernenergie in der DDR ausgewichen.

Mein Kernenergie-Heft wurde seit Ende März 1987 in der DDR verbreitet. Natürlich stand wie immer im Impressum der Vermerk „Für innerkirchlichen Gebrauch!“ Aber natürlich sollten und durften auch alle anderen interessierten Mitmenschen darin lesen. Und wir konnten davon ausgehen, dass sich längst auch die „zuständigen Organe“ damit beschäftigten.

Zunächst sei noch auf eine kleine Ergänzung hingewiesen, durch welche WIR die Verwendung einschränkten: Im Impressum war zu lesen: „Nicht zur Veröffentlichung!“

Das klingt etwas schizophren, hatten wir das Heft doch gerade gedruckt und boten es öffentlich an. Entschlüsselt bedeutete dieser Satz: Die Menschen hier in der DDR sind unsere Zielgruppe, eine „Veröffentlichung“ in westlichen Medien mit den damit verbundenen politischen Turbulenzen würde unserem Anliegen eines Gesprächs innerhalb der DDR mehr schaden als nützen.

Und weil wir grundsätzlich immer mit offenen Karten spielten und auch gern ein bisschen pokerten, und natürlich auch, weil wir gespannt waren, was passieren würde, war es nur folgerichtig, dass ein paar Wochen später ein Exemplar direkt per Post an Erich Honecker ging:

(Kirchliches Forschungsheim, Wittenberg)

Sehr geehrter Herr Generalsekretär!

Hiermit übersende ich Ihnen ein im Raum der Kirche entstandenes und verbreitetes Papier zur Diskussion über die Nutzung der Kernenergie zu friedlichen Zwecken. ...

Es mag unüblich sein, Ihnen ein solches Heft zuzuschicken. Ich tue es trotzdem, da ich aus Pressemitteilungen und aus Berichten eines Ihrer Gesprächspartner weiß, dass die Problematik der Kernenergienutzung Sie bewegt und da der Titel des beiliegenden Heftes auf Sie zurückgeht.

Mit freundlichen Grüßen ...

Den weiteren Fortgang der Geschichte haben wir erst nach dem Ende der DDR aus staatlichen Archiven erfahren.

Erich Honecker hielt unser Schreiben tatsächlich wenige Tage später in der Hand und notierte handschriftlich auf dem Brief:

„Gen. F.J. Hermann zur Prüfung E.H. 22.4.87“

Die Prüfung im ZK der SED dauerte zwei Wochen, und sie ergab, dass wir „oppositionell und staatsfeindlich“ seien. Wir landeten aber erstaunlicherweise nicht etwa im Knast, sondern erhielten einige Wochen später eine Einladung in das zuständige „Staatliche Amt für Atomsicherheit und Strahlenschutz“ zu einem Fachgespräch.

Solche Erfahrungen machten durchaus Mut, weitere „staatsfeindliche Aktionen“ dieser Art ins Auge zu fassen.

Trabbi II: Schaf mit Stehplatz

... Ein bisschen gewöhnungsbedürftig waren für die Mitdörfler hinter dem Gartenzaun unsere jährlichen Fahrten mit dem Schaf. Bei uns standen immer ein paar Schafe im Garten, die die Wiese kurz hielten. Einige wurden im Herbst verkauft, weil wir nur einen Mini-Stall hatten. Aber ein weibliches Tier blieb immer da, und seine Aufgabe war es, uns die Lämmer fürs nächste Jahr ins Haus zu bringen. Das passiert aber auch bei Schafen nicht von allein, da musste man „zum Bock“ fahren. Der stand bei einem Bauern im Nachbardorf, und ihm wurden im Herbst die Schafe zugeführt zum nachwuchszeugenden Sprung. Einmal nur hatten wir versucht, das Schaf an einer Leine durchs Dorf zu führen, aber halb, weil wir vor Lachen nicht mehr konnten, halb, weil wir ziemlich ohnmächtig an dem Tier zerren, gaben wir auf und machten's fortan anders. Im Trabbi wurde vorn der Beifahrersitz ausgebaut. Das Schaf wurde hineingeschoben. Hinter dem Schaf auf der Rückbank saß meine Frau und hinderte

das Tier daran, sich zu setzen. Während der Fahrt guckte das Schaf etwas verduzt durch die Frontscheibe – und die Passanten guckten noch verduzter zurück. Aber der Ausflug lohnte sich, und im nächsten Jahr blökten wieder junge Lämmer in unserem Garten.

„Unser Schulhof strahlt!“

Meine Familie saß beim Mittagessen zusammen. Ich war gerade mit Michael Beleites von einer Tour zurückgekommen, bei der wir nach strahlenden Altlasten des Uranbergbaus gesucht hatten. Dabei steuerten wir nicht nur gezielt verdächtige Orte an, die mit dem Bergbau und der Aufarbeitung der Erze direkt in Verbindung standen (Halden, Schlamm-Deponien, Lagerplätze, industrielle Anlagen). Schon seit einigen Wochen legten wir während unserer Erkundungs-Touren mit dem Auto den Geigerzähler einfach eingeschaltet auf den Rücksitz. Auf manchen Straßen und Wegen ertönten dann die Piep-Töne in deutlich schnellerer Folge als im „normalen“ Gelände. Dann wussten wir, dass wir wieder einmal „fündig“ geworden waren – in solchen Fällen war in der Regel das uran-haltige, strahlende Abfall-Gestein aus der Urangewinnung als Schotter im Straßenbau verwendet worden.

Wir diskutierten über die Entdeckungen auf unserer heutigen Fahrt, als meine 16-jährige Tochter sich unvermittelt einmischte: „Auf unserem Schulhof strahlt es auch.“ Nun konnte sie das zwar so genau nicht wissen, aber einer ihrer Klassenkameraden hatte mal erzählt, dass beim Anlegen des Schulgeländes vor 10 Jahren auch Gestein aus dem Uranbergbau verwendet worden sei. Die Mitteilung elektrisierte uns. Eine halbe Stunde später schlichen wir auf dem Schulhof herum und ließen den Geigerzähler piepsen. Und der Verdacht bestätigte sich: Hier steckte zweifellos WISMUT-Material unter der Asphalt-Decke! Schnell fertigten wir eine grobe Lageskizze an und zeichneten einige Messpunkte mit besonders auffälligen Messwerten ein.

Eine Woche später schickte ich ein Päckchen an das für Strahlengefahren offiziell zuständige „Staatliche Amt für Atomsicherheit und Strahlenschutz“ (SAAS). Darin befanden sich einige Granitsteine, die besonders stark strahlten, und die wir bei unseren Mess-Exkursionen im Gelände aufgespürt und mitgenommen hatten. In einem Begleitschreiben erinnerte ich an das Gespräch, das ich zwei Jahre zuvor wegen meines Kernenergie-Heftes im SAAS gehabt hatte. Ich teilte nüchtern mit, dass ich in der Umgebung meines Wohnortes orientierende Messungen zur Strahlenbelastung durchgeführt habe, und dass dabei an einigen Messorten eine deutlich erhöhte Strahlenbelastung gegenüber dem Normalwert festgestellt worden sei. Eine Auflistung der Fundorte und der zugehörigen Messwerte lag bei. Vielleicht sei es ja möglich, anhand der mitgeschickten besonders stark strahlenden Gesteinsproben eine Bewertung vorzunehmen. Vor allem bäte ich um Prüfung, ob derartiges Material an öffentlich zugänglichen Plätzen liegen oder als Baumaterial genutzt werden dürfe.

Mit einem solchen Brief (und der indirekten Selbst-Anzeige, dass wir im Besitz eines Geigerzählers waren) lehnten wir uns natürlich ziemlich weit aus dem Fenster, denn es war nicht genau abzuschätzen, was nun passieren würde. Natürlich bekam die Stasi sofort Wind davon; eine Kopie des Briefes wurde in „meiner“ Stasi-Akte abgeheftet. Aber offiziell erfolgte eine sehr „normale“ Reaktion, die wir so gar nicht erwartet hatten. Das SAAS schickte umgehend seine eigenen Leute zwecks amtlicher Kontrollmessungen auf den Schulhof im Nachbardorf. Dort wurde an verschiedenen Stellen die Asphaltdecke aufgehackt. Gesteinsproben wanderten zur Untersuchung nach Berlin. Und dann gab es viel Aufregung und Stress, denn der

vorgefundene Zustand war auch nach DDR-Maßstäben unzulässig. Schlampereien, Sparen an der falschen Stelle! – Nun wurde angeordnet, dass unverzüglich alles nach Recht und Gesetz in Ordnung gebracht werden musste. Noch im Juli wurden alle betroffenen Flächen mit erheblichem Aufwand durch eine zusätzliche 10 Zentimeter dicke Schicht aus Beton und Bitumen abgedeckt und abgeschirmt. Danach lagen die Messwerte für die Strahlung – das bestätigten auch meine heimlich durchgeführten Kontrollmessungen – im zulässigen Bereich.

Die Schulhof-Affäre hatte noch ein paar pikante, DDR-typische Begleiterscheinungen. Bei unserer ersten Messung war der Hausmeister der Schule aufmerksam geworden und hatte dann interessiert unser Tun verfolgt. Er erzählte aufgeregt dem Physiklehrer vom Ticken und Pfeifen des Geigerzählers – der aber meinte, er solle sich nicht verrückt machen lassen, das sei nur Panikmache. Sofort anschließend aber lief der Lehrer, ein „strammer“ SED-Genosse zudem, eilends zum Bürgermeister und informierte diesen von den gefährlichen und illegalen Aktivitäten des Herrn Krause. Der wütende Bürgermeister wiederum wies den Hausmeister der Schule an, „ab sofort jeden vom Schulhof zu schmeißen, der da irgendwelche Messungen macht“. ... Der Bürgermeister war übrigens einer von ganz wenigen, die nach der Wende eingestanden, Fehler gemacht zu haben. Er entschuldigte sich für sein Verhalten in der Schulhofgeschichte bei mir.

Trabbi III: Einheitsgrau

Meine Frau hatte im Postamt zu tun. Ich saß geduldig wartend als Chauffeur draußen in unserem grauen Trabbi. Endlich kam sie die Treppe herunter, ging zielstrebig auf den Trabant los, dessen Tür offenstand, knallte sich auf den Beifahrersitz, haute dem Mann am Steuer auf den Schenkel und fragte: „Warum fährst du nicht los?“

Nur – der Mann neben ihr war nicht ich, und der Trabbi, in den sie eingestiegen war, einheitsgrau wie der unsere, war ein fremder, der ein paar Meter weiter vorn auf der Straße parkte ...

Informationsbeschaffung

Im Laufe des Jahres 1989 wurde intensiver und lautstärker über Veränderungen in der Energiepolitik der DDR nachgedacht, diskutiert und gestritten. Ich war wieder einmal zu Besuch im Institut für Energetik in Leipzig (IfE), um in Erfahrung zu bringen, was in den „inneren Zirkeln“ der Mächtigen und Verantwortlichen gedacht wurde. Bei der Gegenseite gab es eine so nicht erwartete Gesprächsbereitschaft. Fragen und Ideen stießen auf offene Ohren. Es war auch ein wenig Unsicherheit zu spüren, wie alles weitergehen könnte. Suche nach neuen Verbündeten ...

Mein Gesprächspartner hatte aus seinem Tresor ein paar Papiere mit strategischen Überlegungen geholt. Auf jedem Blatt prangte zwar unübersehbar ein Geheimhaltungsstempel, aber er ließ mich darin blättern, erklärte die Tabellen. Ich hätte mir gern manches genauer angesehen. Wir vereinbarten, unser Gespräch bald fortzusetzen.

Das geschah schon fünf Tage später. Wieder hatte ich Spannendes über neue energiepolitische Weichenstellungen für eine erneuerte DDR erfahren. Ich bekundete mein fortbestehendes großes Interesse an den Materialien im „Giftschrank“. Kurzes Zögern, aber dann gab mir mein Gesprächspartner das brisante Material in die Hand. Ich solle damit in die Bibliothek gehen. „Nehmen Sie sich ruhig Zeit.“ Welche Chance lag in dieser nicht einmal halblegalen Einsicht! Da hatte ich sie endlich in der Hand, die Daten, Fakten, Zusammenhänge, über die wir immer gemutmaßt und geraten

hatten in der „Szene“. Mir blieben ein oder zwei Stunden, viel zu wenig, um sich Sinnvolles aus den vielen Tabellen zu merken oder gar abzuschreiben. Da schoss es mir durch den Kopf: Im PC (kirchliches „Pastorkolleg“) hier in Leipzig hatte ich doch vor einer Woche ein leistungsfähiges Kopiergerät stehen sehen! Eine moderne Westmaschine, solch ein Gerät hatte 1989 in der DDR noch großen Seltenheitswert und war auch nicht für jedermann zugänglich. Ich ließ meine Aktentasche und meinen Schreibblock in der Bibliothek liegen, auch meine Jacke blieb zur Tarnung am Garderobenhaken hängen. Der Akten-Ordner mit dem brisanten Material verschwand im Hemd, kurze Erklärung an die Dame am Tresen, dass ich gleich wiederkäme. Draußen stand mein Trabant. Rasante Fahrt ins Stadtzentrum zum PC. Natürlich kam ich unangemeldet, aber ich hatte Glück. Der Studienleiter ließ mich ein, hatte nach einigen hastig hervorgestoßenen Erklärungen großes Verständnis für mein Anliegen, erklärte mir die Funktion des Gerätes. Und dann kopierte ich hektisch hunderte von Blättern, stundenlang. Rückfahrt zum IfE, Haare gekämmt, Rückmeldung in der Bibliothek, harmlose Beendigung der Lektüre. Ich gab die Unterlagen mit Dank und Unschuldsmiene zurück, und sie wanderten wieder in den Tresor.

In den nächsten Tagen habe ich meine „Schätze“ zu Hause noch einmal gesichtet und sortiert. Dann gingen Briefe auf Reisen, in denen ich das Material zur Auswertung an „unsere“ Fachleute verteilte.

Schon wenig später war ich zu einem weiteren Gespräch im IfE in Leipzig. Unsere Überlegungen aus der Ökumenischen Versammlung zur „Energie für die Zukunft“ wurden jetzt ernst genommen, waren ein diskutabler Ansatz für neue Überlegungen: Im Abstand von einigen Wochen war ich in der Folgezeit immer einmal wieder im IfE. Als das Institut im Februar 1990 ein Papier mit „Thesen zur Erarbeitung eines neuen Energiekonzeptes der DDR“ erarbeitet hatte, wurde ich sogar formell um eine kritische Stellungnahme gebeten. Ob mein 8-seitiger Diskussionsbeitrag allerdings dann (noch) irgendetwas bewirkt hat, ist fraglich.

Heißer Herbst

Herbst 1989. Es kochte und brodelte schon seit Wochen. Nach und nach ließen oppositionelle Gruppierungen die Tarnkappen fallen und wurden öffentlich erkennbar. Aber das meiste geschah auch im September noch höchst konspirativ – so konspirativ, dass sogar in meinem Terminkalender ein falsches Datum und ein falscher Ort für die folgende Begebenheit eingetragen sind. Mit Freunden hatte ich damals vereinbart, dass für besonders „heiße“ Absprachen am Telefon oder in Briefen immer ein Termin benannt wurde, der 1 Tag vor dem wirklich gemeinten Termin lag. Und so war es NICHT der 17.9. und es war auch NICHT in Leipzig, wie das tatsächlich in meinem Tages-Kalender steht, sondern es war in Berlin, und es handelte sich NICHT um eine Vortragsveranstaltung, sondern um ein Treffen, zu dem ich von einem Freund eingeladen worden war. Telefonisch, erkennbar dringlich, aber ohne konkrete Inhaltsangabe.

Ich strich alle anderen Termine und fuhr nach Berlin-Pankow. Dort versammelten sich im Haus und im Garten der Evangelischen Superintendentur immer mehr Menschen. Schweigsam – man kannte nur wenige von den anderen –, Grüppchenbildung. Es waren fast nur Leute aus Berlin, und ich stellte gemeinsam mit zwei weiteren Freunden fest, dass wir die einzigen Vertreter aus der „Provinz“ waren. Offenbar hatte man erst spät bemerkt, dass Berlin eben doch nicht die ganze DDR abdeckte. Je ein oder zwei Vertreter der wichtigsten oppositionellen Gruppen waren gekommen, vom „Neuen Forum“, von „Demokratie jetzt“, vom „Demokratischen Aufbruch“, von der „SDP“ (die „Sozialdemokratische Partei in der DDR“ betonte mit dem Namen ihre

Unabhängigkeit von der West-SPD, mit der sie sich erst 1990 zusammenschloss). Es war wohl auch das erste Mal, dass diese Gruppierungen formell Kontakt miteinander hatten. Alle hatten ihre druckfrischen Verlautbarungen, Programme und Aufrufe dabei. Texte, die wir „Provinzler“ bis dahin nur gerüchtweise kannten. Ich packte natürlich alles bedruckte Papier begierig in meine Tasche, um später zu Hause für die Verbreitung zu sorgen.

Demokratische Aufbrüche

Für den 1. Oktober 1989 hatte ich erneut eine Einladung nach Berlin erhalten. Diesmal sollte der „Demokratische Aufbruch“ offiziell als Organisation gegründet werden. Als wir die Straße zur Samariterkirche hinaufliefen – dort wollten wir uns bei Rainer Eppelmann treffen –, standen schon Stasiautos und Stasibeobachter demonstrativ auffällig und in großer Zahl herum. Wir trafen zwei weitere „Spaziergänger“ aus Dresden (man erkannte sich eben so), die ebenfalls zu dem Treffen wollten, und die hatten schon neue Zielkoordinaten erfahren: Die Zusammenkunft sollte nun in Ehrhart Neuberts Wohnung in der Berliner Innenstadt stattfinden. Wir fuhren ein Stück weit mit dem Auto der Dresdner, wurden aber erkennbar verfolgt. Wir stellten das Auto ab, flitzten in die U-Bahn, spielten mit den Verfolgern ein bisschen „Scotland Yard“ und fragten uns zum Treffpunkt durch. Aber auch vor Neuberts Haus standen schon bewaffnete Polizisten, die niemanden hinein ließen. Andere Ausgesperrte auf der Straße flüsterten uns einen weiteren Ausweich-Treffpunkt zu. Also neue Verfolgungsjagd in U-Bahn-Schächten – es ging nun zum Kirchgemeindehaus Alt-Pankow im Berliner Norden. Dort warteten schon einige bekannte Gesichter. ... Etwas ratlos angesichts der Situation saßen wir herum. Aber nach kurzer Zeit waren alle wieder draußen. Aufregung: Polizei war vorgefahren, ein Uniformierter blockierte das Gartentor. Auch hier durfte jetzt niemand mehr rein oder raus! Ein paar Meter weiter vorn am Gehsteig war ein LO geparkt (sprich Ello, ein DDR-LKW-Typ, der vor allem bei Polizei und Feuerwehr im Einsatz war), dessen Motor lief und bei dem hinten die Plane geöffnet, die Klappe heruntergelassen und eine Leiter angestellt war – fertig zum Einladen! Eine Drohgebärde nicht ohne Wirkung! Es lief dann aber nicht ganz so heiß. Teilweise wurde es sogar grotesk. Wir – drinnen – bekamen Hunger, durften aber nicht raus. Aber wir konnten über den Gartenzaun mit den Uniformierten und den unsrigen, die draußen standen und nicht hereindurften, reden. Und dann durften die draußen für uns drinnen was zu essen besorgen, gaben es dem Uniformierten und der reichte uns die belegten Brötchen vorsichtig über den Zaun. Den „Demokratischen Aufbruch“ gründen konnten wir nun nicht. Aber wir haben natürlich diskutiert. Zu meiner Rechten saß Ibrahim Böhme, später Vorsitzender der DDR-SDP – und Stasi-IM! – zu meiner Linken saß Wolfgang Schnur, später Vorsitzender des „Demokratischen Aufbruchs“ – und ebenfalls Stasi-IM! Was ich damals natürlich weder wusste noch ahnte. Die Situation war ungemütlich, und eigentlich wollte ich auch wieder nach Hause. Zur Entkrampfung der Situation tauchte dann der Berliner Bischof auf. Er war natürlich bereit, mich in seinem Auto ein Stück Richtung Bahnhof mitzunehmen, und so war ich wieder draußen.

Am 28. Oktober gab es dann einen zweiten Anlauf zur Gründung des „Demokratischen Aufbruchs“. Die Versammlung unter Leitung von Schnur lief teils erzbürokratisch, teils sehr basisbewegt ab. Die inhaltlichen Ziele waren für mich nicht klar erkennbar, oder sie waren nicht die meinen. So habe ich dann auch Nein gesagt auf die Frage nach einem Sitz im Vorstand. Überhaupt bin ich danach wieder zu meiner alten Gewohnheit zurückgekehrt, keinem politischen Verein beizutreten, damit ich unverkrampft mit allen reden kann.

Die gewendete Welt – Aufbruch zu neuen Horizonten (1990-2022)

(ausführlicher Inhalt des Kapitels)
Alles steht Kopf (Jahresbrief 1989)
*Ein Wertgegenstand wird Restmüll * Konsum-Schock*
*Auf Augenhöhe * DEMO-kratie*
Verschiedenheiten und Missverständnisse (1990)
*Hoch hinaus * Vereins-Vorsitz * Der tiefste Schacht Europas*
*Noch schlimmer als befürchtet * Wissenschaft mit Wünschelrute*
»Man kann viel Jammern hören« (1991)
»Das Leben ist hektischer geworden« (1992)
Von »Wild-Ost«-Goldgräbern und Stasiakten (1993)
*Mitbestimmung * Der Bock als Gärtner*
*Zu Besuch bei Charles Darwin * Loslassen (1999)*
*Welt-Umwelt-Tag * Vernebelter Strahlen-Smog*
Verschwörerische Kondensstreifen
Nachdenken über Gott und die Welt
1989? – 20 Jahre danach (2009)
*Auch mal »gute« Strahlung (2010) * Die große Flut (2011)*
Stolpern über meine fremden Eltern (2012/13)
*Krause Gedanken (2013) * Asoziale Elektronen (2016)*
*Das C-Wort (2020) * »Mit fröhlichen Grüßen« ...? (2021)*
*Acht Milliarden * Auf den Weg*

(Ab 1982 verschickte ich alljährlich an alle Freunde und Verwandten einen „Jahresbrief“ als ausführliches Rundschreiben, damit sie wenigstens einmal im Jahr etwas über unser Leben und unsere Befindlichkeit erfuhren.)

„Alles steht Kopf“

(Originalton aus meinem Jahresbrief 1989)

Jetzt ist wieder Dezember. Aber eben Dezember im '89er Jahr, und da steht alles Kopf. Ich kneife mich manchmal und frage, ob das alles wirklich wahr ist, oder ob ich in einem Traum – ein sehr schöner meist, manchmal inzwischen aber auch ein Albtraum – eingefangen bin. Totale Reisefreiheit ..., völlig verwandelte Menschen, daneben schnell verfallende Monumente, Entlarvungen über einen Fast-Feudalstaat im 20. Jahrhundert, aber da ist eben nicht nur Empörung, sondern auch Rache-Geschrei, viele haben einfach vergessen, dass sie alle bis vor wenigen Wochen noch dieses blöde Spiel perfekt mitgespielt haben, dass in diesem DDR-Klima sehr viele ... bestechlich gewesen sind, jeder stolz war auf seine „Beziehungen“. Ich bin hin- und hergerissen. Keine Nachrichtensendung möchte man verpassen, um den Lauf der Zeit nicht zu verschlafen. Überall möchte man sich nun einmischen, mitgestalten, endlich gibt es die Möglichkeit dazu. Aber dann auch schnell Resignation: Auf der Straße, das ist nicht mehr nur der Aufbruch des Volkes („Wir sind das Volk!“), das hat jetzt auch die Dimension einer DEMO-kratie, eines Erzwingens ständiger Veränderungen unter dem Druck der Parolen von der Straße. Andere – mäßigende – Meinungen werden in Sprechchören niedergeschrien, auch Leute vom „Neuen Forum“ müssen sich inzwischen als „Verräter“ titulieren lassen. Es gibt einen starken Trend ins Nationale und nach rechts. Die Bonzen, die den Sozialismus gepachtet hatten, haben auch alle guten linken Ideen für die Leute höchst verdächtig gemacht.

Ich kenne SED-Genossen und Lehrer, die Morddrohungen erhalten oder deren Kinder verprügelt werden. ... Rücktritte sind bis in die unteren Ebenen an der Tagesordnung, unter dem Druck von Demos und Unterschriftensammlungen schließen Betriebe ... Meine Tochter hat mal gefragt, was ANARCHIE ist. Ich glaube, jetzt erleben wir so etwas, aber das nun in Mitteleuropa – viele hier haben zunehmend Angst. Es geht alles so schnell und trifft uns unvorbereitet. Demokratie will gelernt sein, dieses mühselige Geschäft haben wir noch vor uns. Neuwahlen müssen sicher schnell stattfinden, um diesem Land eine legitimierte Regierung zu geben, aber wenn ich mir die neuen Gruppierungen und Parteien ansehe und die alten in ihrem schlechten Zustand dazu – angesichts der fehlenden inhaltlichen und personellen Profile wird eine sinnvolle Wahl eigentlich unmöglich. Im Hintergrund ja auch immer die Frage, ob es eine eigenständige DDR überhaupt noch lange geben wird. Ich befürchte, die schweigende Mehrheit hat schon entschieden, bewusst oder resigniert: Wir lassen uns einkaufen und vom reichen Westonkel sanieren. Mir gefällt das nicht ganz, das scheint mir doch ein zu einfacher Weg zu sein. Wir sollten unsere Schwierigkeiten hier, an denen wir doch alle ein bisschen mit Schuld haben, erst einmal selbst in Ordnung bringen. Natürlich mit westlicher Hilfe und von mir aus in einer konföderativen Ordnung – aber so viel Stolz sollten wir doch haben, den Karren selbst aus dem Dreck zu ziehen und erst einmal in Ruhe zu erkunden, was wir unter neuen Bedingungen leisten können, was aus unseren letzten 40 Jahren wir retten und sichern wollen. Ich glaube, viele hier ahnen gar nicht, was das neben Apfelsinen und Bananen noch heißen würde, wenn uns der reiche Nachbar jetzt gleich schluckt: härtere Bandagen im Sozialen, weit höherer und ungewohnter Arbeitsstress, Sichselbst-um-alles-kümmern-dürfen aber auch -kümmern-müssen ...

Loslassen

(Originalton aus meinem Jahresbrief 1999)

Neulich bin ich nachts gegen vier Uhr aufgewacht. Und dann habe ich gewartet auf das, was immer um diese Zeit passiert: dass der alte Trabi vorfährt, dass später in der Wohnung die Türen krachen, geschäftiges Teller-Klappern in der Küche einsetzt. Ich wollte mich wie immer kurz ärgern – aber es ist diesmal still geblieben.

Eigentlich hatten wir uns schon fast abgefunden mit den Turbulenzen, die das Zusammenleben mit erwachsen werdenden Kindern bringt. Manchmal kann einen das schon nerven, diese Zeit der Umbrüche, des Ausprobierens, die quälend langen Monate zwischen Schule und Bundeswehr und Beruf und Studium. Wenn die groß gewordenen „Kinder“ zwar noch im elterlichen Hause sind, aber so ganz anders leben, ihren völlig eigenen Rhythmus haben, nachts spät oder gar nicht nach Hause kommen, dafür mittags noch im Bett liegen. Computer-Partys, Disco, Sport – immer unterwegs, nie richtig zu greifen, für häusliche Pflichten schon gar nicht zu begeistern. Manchmal kommen wir Eltern uns ein wenig vor wie Verpflegungsstelle und Hotel und Wäsche-Service: alles organisieren, aber ja keine Fragen stellen oder Ratschläge geben! Die bange Frage taucht auf: Haben wir was falsch gemacht? Und dann wünscht man den Kindern (und sich selbst): Flieg doch endlich aus, bloß raus aus dem Nest, mach endlich alleine, was dir Spaß macht ...!

Und eines Tages ist es dann wirklich so weit. Der Termin für den Studienbeginn oder die Aufnahme einer „richtigen“ Arbeit ist da. Umzug, ein eigenes Zimmer ist gemietet. Im bisherigen Kinderzimmer wird sortiert und ausgemistet. Wäsche und andere nützliche Dinge wandern päckchenweise aus dem Haus. Anderes nimmt seinen Weg auf den Dachboden, dorthin, wo schon das alte Spielzeug aus Kindertagen liegt, wo die Schulhefte verstauben – Erinnerungen an frühere Abschiede.

Elterliche Augen verfolgen aufmerksam jeden Schritt (sie dürfen sich's nur nicht anmerken lassen!). Bange Fragen: Was erwartet unsere Kinder da draußen? Haben wir sie genügend darauf vorbereitet, nun auf eigenen Füßen zu stehen, wirklich für sich selbst verantwortlich zu sein?

Und was wird aus uns Zurückbleibenden? Der Abschied war ersehnt und doch ist er schmerzlich. Bedeutet der frei gewordene Platz am Tisch mehr Erleichterung und Freiheit, oder ziehen nun auch Leere und Einsamkeit ein?

Abschied nehmen, loslassen, Neues beginnen – das gehört zum Kreislauf des Lebens.

Mach's gut, „Kind“, du darfst gehen, du wirst ankommen, unsere Gedanken begleiten dich und gute Wünsche sowieso.

Wir halten erst einmal ein Zimmer und ein Bett frei. Vielleicht schreckt uns demnächst nachts wieder das Aufheulen eines Trabi-Motors hoch. Dann wird auf jeden Fall vieles anders sein.

1989? – 20 Jahre danach

(Originalton aus meinem Jahresbrief 2009)

Es gab viel öffentliche und private Nachdenklichkeit, „20 Jahre danach“. Trotz des medialen Trommelfeuers, in dem das, was da im Jahre 1989 passiert war, auch hätte totgeredet werden können – ich fand auch manche aufregend neuen Puzzlesteine. Ist damals alles nur zu schnell gegangen, oder habe ich manches einfach vergessen oder verdrängt, oder braucht es 20 Jahre und länger, damit manche Geschichten (überhaupt, richtiger, anders) erzählt werden können? Manche „Helden“ waren wohl doch keine (nur zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle), andere wirklich Mutige wurden zu Unrecht vergessen, und es sollte wohl auch nicht allein ausreichen, dass die Stasi jemanden aktenkundig als „IM“ geführt hat, damit er für den Rest seines Lebens keine Chance mehr bekommt. Ich wollte immer wissen, was einer tatsächlich getan hat – auf der einen oder auf der anderen Seite. Und was schlechte Menschen oder die Verhältnisse mit ihm und aus ihm gemacht haben. Bei der entscheidenden Demonstration in Leipzig am 9. Oktober 1989 gab es zwei Aufrufe, der Gewalt keinen Raum zu geben. Einer stammte von der Gruppe um Gewandhauskapellmeister Kurt Masur – und zu den sechs Unterzeichnern gehörten drei Mitglieder der Bezirksverwaltung der SED; ob sie sich nun mutig, vernünftig, resigniert oder opportunistisch engagiert haben, auch sie wussten: So konnte es nicht weitergehen, auch sie wollten Veränderung! Ein zweiter Aufruf wurde von kirchlichen oppositionellen Gruppen verfasst und in 30.000 Exemplaren gedruckt und verbreitet. Darin werden beide Seiten, Demonstranten und Ordnungskräfte, zur Gewaltlosigkeit aufgerufen, mit dem Kernsatz „Wir sind ein Volk!“. Dahinter stand die realistische Einsicht: Wir müssen weiter in diesem Land DDR zusammenleben, dann lasst uns auch gemeinsam neue Wege (ver-)suchen. Überhaupt ist mir erst jetzt aufgefallen, dass ALLE oppositionellen Gruppierungen, die im Herbst '89 gegründet wurden (Neues Forum, Demokratie Jetzt, Demokratischer Aufbruch usw.), an eine reformierbare und zu reformierende, weiter eigenständige DDR glaubten – Wiedervereinigung, ein kapitalistisches Wirtschaftssystem, das waren mehr Schreckgespenster als ein anstrebenswertes Ziel. Nachträglich sicher eine illusionäre Weltsicht, aber hier nur zur Erinnerung noch einmal sperrig eingebracht ... Auch ich bin schon lange froh, dass die „Geschichte“ in jenen Wochen eine interessante Eigendynamik entfaltet hat. So richtig vorausgesehen oder gar gewollt hat die weitere Entwicklung ja wohl kaum jemand in West oder Ost (das ist hier auch geopolitisch gemeint), das hat sich einfach ereignet —————

Zum Erinnern:

- Bürgerbewegung „Demokratie jetzt“, Aufruf zur Einmischung in eigener Sache, 12.9.1989:
„Der Sozialismus muss nun seine eigentliche, demokratische Gestalt finden, wenn er nicht geschichtlich verloren gehen soll. Er darf nicht verloren gehen, weil die bedrohte Menschheit auf der Suche nach überlebensfähigen Formen menschlichen Zusammenlebens Alternativen zur westlichen Konsumgesellschaft braucht, deren Wohlstand die übrige Welt bezahlen muss.“
- „Resolution von Rockmusikern und Liedermachern“, 18.9.1989:
„Es geht nicht um »Reformen, die den Sozialismus abschaffen«, sondern um Reformen, die ihn weiterhin in diesem Land möglich machen.“
- „Neues Forum“, Brief vom 1.10.1989:
„Für uns ist die »Wiedervereinigung« kein Thema, da wir von der Zweistaatlichkeit Deutschlands ausgehen und kein kapitalistisches Gesellschaftssystem anstreben. Wir wollen Veränderung hier in der DDR.“
- „Demokratischer Aufbruch“, Vorläufige Grundsatzerklärung, 30.10.89:
„Die kritische Haltung des DA zum real-existierenden Sozialismus bedeutet keine Absage an die Vision einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Wir beteiligen uns am Streit um die Konzeption des Sozialismus. ... Wir gehen von der deutschen Zweistaatlichkeit aus.“

Asoziale Elektronen

(Originalton aus meinem Jahresbrief 2016)

Vieles in dieser durchelektronisierten Welt verstehe ich nicht (mehr). Manches geht mir einfach zu schnell. Oft hätte ich gern ein paar *mehr* Informationen, objektiv zusammengestellt (aber wem kann ich trauen?), um mir ein Bild von der komplexen Lage zu machen. Meist aber hätte ich gern *weniger* Informationen, weil ich all das, was auf mich medial einströmt, in seiner Breite und Tiefe gar nicht an mich heranlassen will und darf, weil es mich überfordert. Ich habe Angst vor den vielen wissbegierigen Computern (in Smartphones, Waschmaschinen, Ladenkassen, Suchmaschinen, Bankterminals ...) die mir das Leben eigentlich leichter, überschaubarer machen sollen (und oft genieße ich das ja auch), die aber immer mehr bestimmen, wie ich leben kann-soll-muss, was von der Welt ich überhaupt noch wahrnehme. Ich hinterlasse überall digitale Fingerabdrücke, werde immer durchsichtiger für die Sammler hinter dem Daten-Staubsauger, die längst mehr über mich wissen als meine besten Freunde, und die nichts vergessen, ich werde berechenbar, manipulierbar, erpressbar. Bald wird diese digitale Parallel-Welt mich unvollkommenes Menschenwesen gar nicht mehr brauchen, so fehler-behaftet und gefühls-gestört wie ich bin. Und wenn ich tapfer weiter auf Landkarten und Wegweiser vertraue statt auf Navis, wenn ich versuche, mir selbst die notwendigen Dinge zu merken und zu verstehen, statt mich allein auf's GOOGELN zu verlassen, wenn ich mein Handy nur selten (zum Telefonieren!) in Betrieb nehme ... – da weiß ich durchaus, dass ich so für viele Mitmenschen nicht nur alt-modisch, sondern einfach nicht mehr existent bin. Der unmittelbare (soziale, das heißt gesellige) Kontakt miteinander findet immer seltener statt und hat sich mehr und mehr in die „sozialen“ Netzwerke verlagert. Eigentlich erlebe ich diese zunehmend als ASOZIAL, auch weil es wegen des Fehlens eines lebenden menschlichen Gegenübers offenbar viel leichter fällt, andere hemmungslos zu beschimpfen, mit Scheiße zu bewerfen (Shit-Storm!) und zu vernichten (zunächst erst mal nur mit Worten). Meine Angst vor dem Tag, an dem das Internet zusammenbricht oder nur der Strom ausfällt. Was geschieht dann, wenn alle nur noch auf leere Displays starren? Unsere fast schon

totale Abhängigkeit von diesen eigentlich so allgegenwärtig-übermächtigen und doch so sensibel-störanfälligen Systemen, das ist nicht nur ein organisatorisch-technisches (Überlebens-)Problem.

Zum Wort des Jahres ist gerade „postfaktisch“ gekürt worden. Man vertraut vorrangig seinen Bauchgefühlen, glaubt (und „liked“ und „teilt“ mit seinen „Freunden“) einfach nur noch das, was ins eigene Weltbild passt, unabhängig vom Wahrheitsgehalt, und findet für diese Weltwahrnehmung natürlich im Internet auch reichlich Bestätigung (der größte Unsinn darf da ungestraft verbreitet werden!), und man lässt die Tatsachen, die wirklichen Fakten einfach an sich abprallen – auch das ist eine Unkultur, zu der die Verhaltensweisen in den a-sozialen Netzwerken viel beitragen.

»Mit fröhlichen Grüßen« ...?

(Originalton aus meinem Jahresbrief 2021)

Seit einiger Zeit schreibe ich unter meine Briefe und E-Mails oft: »Mit fröhlichen Grüßen«. Warum eigentlich? Bin ich denn wirklich froh, sieht es denn tatsächlich erfreulich aus in der Welt – oder schreibe ich das einfach aus Bockigkeit: »Trotz alledem«?

Ich denke, da steckt doch ganz bewusst eine Erinnerung (oder Mahnung?) drin, die mir gerade jetzt wichtiger geworden ist: Warum geht es mir so gut (trotz mancher Zipperlein)? Warum bin ich in Mitteleuropa geboren und nicht etwa in Niger (dem derzeit ärmsten Land der Welt)? Nicht mein Verdienst. Warum ist mir in meinen langen 75 Lebensjahren Krieg (als unmittelbare Erfahrung) erspart geblieben? Glück, Gnade der späten Geburt?

... da ist mir zunehmend einfach nach Dankbarkeit zumute – und eben nach »fröhlichen« Grüßen.

Es sind schon aufregende und gleichzeitig auch etwas verwirrende Zeiten – manchmal komme ich mir wie in einer Zeitschleife gefangen vor:

Hatten wir das nicht alles schon mal, die sich auf- und abschaukelnden Krisen-Symptome, die Meinungsäußerungen der Warner und der Beschwichtiger, die halbherzigen, aber doch immer wieder unangenehmen Maßnahmen, das schöne Gefühl von VORBEI und NORMAL und doch das latente WISSEN darum, dass wir noch WEITER mittendrin stecken, viel besser abgesichert und abgepuffert zwar als die meisten Menschen auf der Welt, aber OHNMÄCHTIG (= wir haben's nicht im Griff), diesmal gegenüber einem sooo kleinen Virus-Wicht?! Eine ganze hochtourige Welt- (= GLOBALisierte)Wirtschaft gerät ins Trudeln. Der Zusammenhalt in der Gesellschaft wird bröcklig. Und ich habe gelernt: Eigentlich bin ich auch kein lupenreiner Demokrat. Ich bin kein Freund der (allzu) direkten Demokratie. Volksbefragungen etwa als häufig eingesetztes Mittel, um den unmittelbaren Willen des »Volkes« direkt zu ermitteln, erscheinen mir höchst problematisch, vor allem in aktuell aufgeheizter Stimmung ...

(Das hatte ich am Jahresende 2021 geschrieben, obwohl Syrien und Afghanistan doch so nahe waren, und da gab es ja auch Trump, Erdogan, Xi Jinping [auch Putin] mit beunruhigendem National-Größen-Wahn.

Diese Welt war nicht unbedingt ein Anlass zu ausgelassener Fröhlichkeit. Vergessen, verdrängt, Gewohnheit? – Bis im Februar 2022 mit den ersten Raketeneinschlägen in der Ukraine viele meiner Gewissheiten und Überzeugungen ganz grundlegend in Frage gestellt wurden.

»Am Abend mancher Tage, da stimmt die Welt nicht mehr« – jaja, aber das hatte diesmal eine ganz andere Dimension.

War es vielleicht nur eine Illusion, dass wohlklingende Worte wie »christliches Abendland«, »Aufklärung«, »Humanismus«, »Lehren ziehen aus der Geschichte«, »Demokratie«, »Weltoffenheit«, »Toleranz« uns dauerhaft fit gemacht haben für »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, uns immun gemacht haben gegen jegliche Rückfälle in die Barbarei vergangener Zeiten? Bildet vielleicht unsere ganze westliche Zivilisation nur eine verletzbare dünne Haut, unter der vieles Urtümlich-Brutale lauert, das schnell geweckt werden, jederzeit [wieder] hervorbrechen kann? ... Und dennoch möchte ich weiter auch all das Gute und Schöne und Mutmachende in der Welt sehen dürfen, und manchmal auch einfach fröhlich sein ...)

Auf den Weg

(Unter den »fröhlichen Grüßen« stehen derzeit als Anhang in meinen E-Mails die folgenden Zeilen)

Seid besinnlich und kommt zur Besinnung,
findet Ruhe und stiftet Unruhe,
sucht Geborgenheit und geht der Welt draußen auf den Geist,
seid gemütlich und habt Mut,
freut euch am gefüllten Teller und schaut über den Tellerrand,
würdigt die alten Traditionen und seid neu-gierig:
auf euch selbst und auf das Unbekannte,
bleibt auf der Hut und behütet einander,
übt Geduld und seid ungeduldig,
denkt geradlinig und nicht quer,
bewahrt Weitblick und langen Atem,
macht was – aus jedem einzelnen Tag.

ein letzter Liedtext: geschrieben 1973 nach unangenehmen Erfahrungen mit der Stasi, damals Zwischenbilanz, Leben als nie endendes Suchen und Lernen

Über mich

*Hab viel gesehen,
manches nicht verstanden,
doch weiß ich täglich mehr.*

*Kannte viele Worte,
die andre gerne hören,
jetzt sag ich, wer ich bin.*

*Stand an vielen Türen,
hatte keinen Mut,
doch ging ich wieder hin.*

*Hab viel begonnen,
manches nicht beendet,
doch ich hab was getan.*

*Hab viel versprochen,
manches nicht gehalten,
jetzt denk ich vor dem Wort.*

*Hab viel genommen,
wenig nur gegeben,
doch fing ich grad erst an.*

*(Komp.: Herbert Dreilich,
Text: Joachim Krause,
Panta Rhei – später Karat, 1973)*